



# Tour de Kultur 2004



**SR 3**  
SAARLANDWELLE



*Die Deutschen fahren ins Ausland, um auch mal andere Vorurteile kennen zu lernen.*

Richard W.B. Cormack

Ein Auto bauen, das mindestens 60 km/h fährt, in dem man einen Korb Eier transportieren kann, ohne dass ein Ei kaputt geht, und das so hoch ist, dass man mit Hut einsteigen kann. Das war der Auftrag an die Konstrukteure des ersten 2 CV. Diesem bahnbrechenden Gefährt hat man im Elsass ein Museum gewidmet, das einzige Museum dieser

Weltkrieges vor 60 Jahren. Aber es gibt dort im Norden des Großherzogtums auch Geschichten, die weniger blutig ausfallen, poetische Wanderungen durch einen Klangweg zum Beispiel. Wir können aber auch Gärten ohne Grenzen im Saarland, Lothringen und Luxemburg entdecken, die römische, mittelalterliche oder barocke Gärtnerkunst blühen

## Von Eiern und Vorurteilen

Art in ganz Europa. Ein Museum nicht nur für die Abonnenten von „Auto- und Motorsport“, ein Museum für alle, weil die liebevoll dort gepflegten Wagen Geschichte erzählen. Etwas sei „très deux chevaux!“ hat später der Ingenieur des Centre Pompidou gesagt, wenn er eine technische Leistung besonders loben wollte. Es war Jean Prouvé der 1. Bürgermeister von Nancy nach dem zweiten Weltkrieg. Geschichten erzählt auch die Klausur von Johann dem Blinden hoch über der Saar. Die Geschichte eines Königs, dessen Gebeine nicht zur Ruhe kamen zwischen Luxemburg und dem Land an der Saar. Chinesische Touristen hingegen interessieren sich vor allem für die Geschichte eines gewissen Karl Marx aus Trier. In seinem Geburtshaus hängt demzufolge ein großes Bildnis des Revolutionärs, in seiner Hand ein Buch mit chinesischen Schriftzeichen.

In dieser Region sind viele erstaunliche Geschichten nieder gelegt, man muss sie nur zu lesen wissen. Ein Hotel der Erinnerung, macht die Geschichte des Gestapo Lagers Neue Bremm in Saarbrücken lesbar, ein Museum in Diekirch die Schlacht um die Luxemburger Ardennen am Ende des zweiten

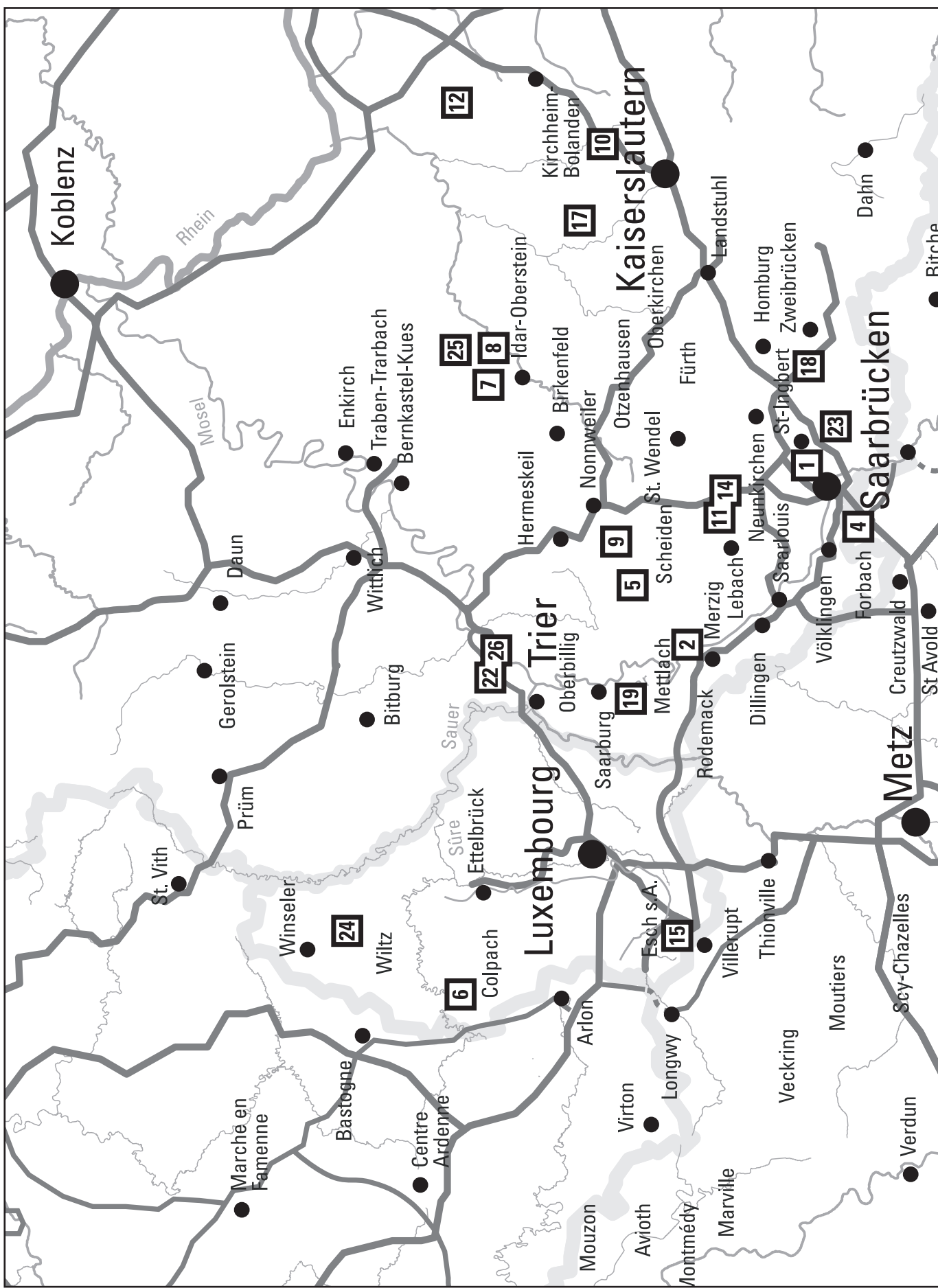
lassen oder den historischen Musikinstrumenten in Weiskirchen lauschen, die mit Pappstreifen statt mit Chips gesteuert werden.

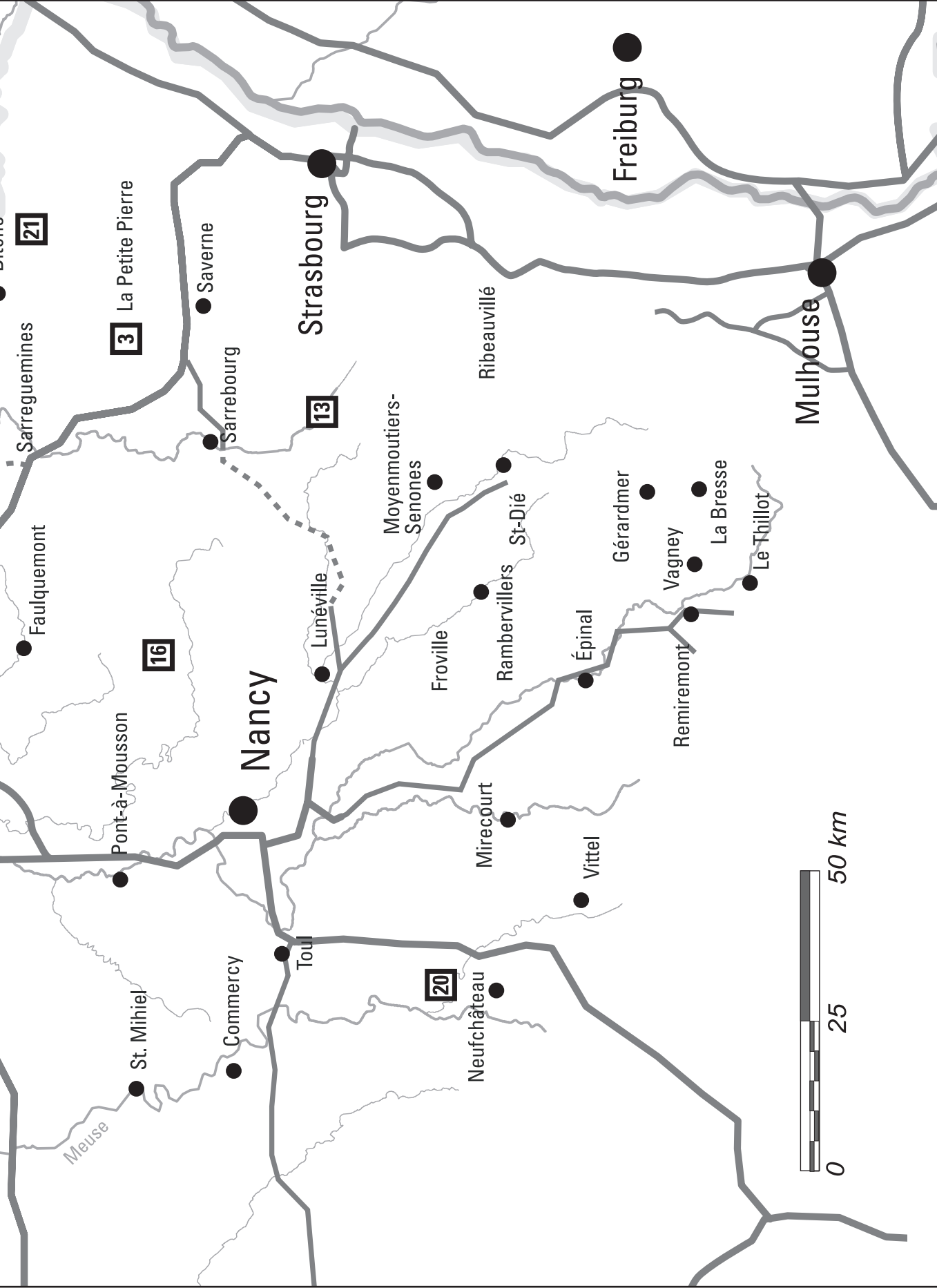
Zum 16. Mal haben Reporterinnen und Reporter von **SR3 Saarlandwelle** die erstaunlichen Geschichten aus Saar-Lor-Lux zusammen getragen, um Sie einzuladen in ihrer Freizeit Ihre Heimat besser kennen zu lernen. Dieses Projekt heißt **Tour de Kultur**. 26 Tagestouren haben wir für Sie ausgesucht, um Sie neugierig zu machen auf Ihre Umgebung und die einzigartige Kultur dieses Grenzraumes. Das Saarländische Wirtschaftsministerium und die Saarland Spielbanken finden diese Region auch einzigartig und haben unser Projekt in dankenswerter Weise unterstützt.

Also schlagen Sie unser Geschichtenbuch auf und fahren Sie los. Wenigstens ein Vorurteil wird dann zu Bruch gehen – wie die Eier in den Autos vor der Entwicklung des 2CV - , nämlich dass diese Region keine touristischen Ziele anzubieten hätte.

Gute Fahrt mit **SR3 Saarlandwelle!**

Stefan Miller





## Natürlich Kultur

- 1 **Wo Dichter und Philosophen wachsen** ..... 8  
Im (Kult)Urwald vor den Toren der Stadt  
Wolfgang Felk
- 2 **Vom „Garten der Sinne“ zur „Peep-Show“ am Baggersee** ..... 11  
Ein Ausflug in die „Gärten ohne Grenzen“ zwischen Saar und Mosel  
Wolfgang Felk
- 3 **Die Ruhe der Steine** ..... 16  
Le jardin extraordinaire de Pierre(s)  
Gerd Heger
- 4 **Geheimnisvoller Muschelkalk-Grand-Canyon** ..... 19  
Der ehemalige Steinbruch zwischen Alsting und Spicheren  
Anke Schaefer-Schwarz

## En route

- 5 **Vom Saloon-Klavier bis zur Drehorgel** ..... 22  
Ein Museumsneuling gibt in Weiskirchen den Ton an  
Christine Krauser
- 6 **Freude schöner Götterfunken** ..... 24  
Ein Spaziergang auf und um den Klangweg in den Ardennen  
Sven Rech
- 7 **Der Schlüssel zur Geschichte** ..... 28  
Das Fachwerkstädtchen Herrstein im Hunsrück  
Sonja Schäfer
- 8 **Steinreich und hochkarätig** ..... 31  
Unterwegs auf der Deutschen Edelsteinstraße  
Ricarda Wackers

## Kultur für Kids

- 9 **Wenn der Hund mit dem Schmied.....einen Nagel macht** ..... 36  
Die Nagelschmiede von Nonnweiler Sitzerath  
Barbara Grech

10	<b>Von Spinnern, Bäckern und Webern</b> .....	38
	Im Keltendorf am Donnersberg legt jeder Hand an Silvia Hudalla	
11	<b>Fressen bis zum Abwinken</b> .....	41
	Die Schaumkussproduktion in Eppelborn Sabine Janowitz	
12	<b>Mit Dampf und Diesel durchs Grubengelände</b> .....	44
	Das Feldbahnmuseum in Guldental Henrike Schilly	

## Das etwas andere Museum

13	<b>Rohe Eier auf schlechten Wegen</b> .....	48
	„Le Musée de la 2CV“ Gabor Filipp	
14	<b>„Kardinalsunverschämtheit sei der Dorfgockel“</b> .....	52
	Tapisserien und mehr im Jean-Lurçat-Museum in Eppelborn Sabine Janowitz	
15	<b>Tod durch Grenzschanke...</b> .....	55
	...und andere Berufsrisiken aus dem Zollmuseum in Esch-sur-Alzette Sabine Janowitz	
16	<b>Die entscheidende Rolle dem Licht</b> .....	60
	Das Musée Georges de la Tour in Vic sur Seille Anke Schaefer-Schwarz	
17	<b>„Es war sein Leben“</b> .....	64
	Das Motorradmuseum des Heinz Luthringshauser in der Pfalz Silvia Hudalla	

## Feudaler Glanz

18	<b>Von St. Ingbert durch das Würzbachtal nach Blieskastel</b> .....	68
	Der Mariannenabschnitt der „Barockstraße Saar-Pfalz“ Dietmar Schellin	

- 19 **Drei königliche Staubkörnchen**.....70  
 Frostiger Besuch in der Klause Kastel  
 Anke Schaefer-Schwarz
- 20 **Sonnengelb für das Gemüt des vertriebenen Königs**.....74  
 Autigny-la-Tour und das achtzehnte Jahrhundert  
 Natalie Weber

## Zeitreise

- 21 **Ritterlich**.....82  
 Das „Haus der Burgen“ in Obersteinbach  
 Gabor Filipp
- 22 **Trier, Marx, China:**.....85  
 Das Karl Marx Geburtshaus  
 Jochen Marmitt
- 23 **Hotel der Erinnerung**.....87  
 Die lange Geschichte der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm in Saarbrücken  
 Sven Rech

## Denkma(h)lzeiten

- 24 **Buchweizenbier frisch von den „Champs Elysées“**.....92  
 Der „Cornelyshof“ in Heinerscheid  
 Wolfgang Felk
- 25 **Eine märchenhafte Atmosphäre**.....94  
 Liller's Historische Schlossmühle in Horbruch/Hunsrück  
 Günter Schmitt
- 26 **Weinreise unter Tage**.....99  
 Im Keller der Bischöflichen Weingüter Trier  
 Isabell Tentrup

Autoren: Wolfgang Felk, Gabor Filipp, Barbara Grech, Gerd Heger, Silvia Hudalla, Sabine Janowitz, Christine Krauser, Jochen Marmitt, Sven Rech, Sonja Schäfer, Anke Schaefer-Schwarz, Dietmar Schellin, Henrike Schilly, Günter Schmitt, Isabell Tentrup, Ricarda Wackers, Natalie Weber,  
 Redaktion: Stefan Miller Gestaltung: Johanna Krimmel

© Saarländischer Rundfunk 2004

Copyright: Die Manuskripte sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne Genehmigung nicht verwertet, insbesondere dürfen sie weder ganz noch teilweise oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung des Saarländischen Rundfunks genutzt werden.

## Natürlich Kultur

---







1

## Wo Dichter und Philosophen wachsen

Im (Kult)Urwald vor den Toren der Stadt

*„Ein Gemeinwesen, auf dessen Gebiet ein urwüchsiger Wald seine Wipfel erhebt und unter dem ein anderer urwüchsiger Wald verrottet, bringt nicht nur Korn und Kartoffeln hervor, sondern auch die Dichter und Philosophen kommender Zeiten.“*

Henry David Thoreau 1817-1862

**D**er Urwald beginnt direkt hinter der Haltestelle. Auf halbem Weg zwischen Saarbrücken und Riegelsberg hält die Saarbahn am „Heinrichshaus“. Man steigt aus der Bahn, unterquert die Autobahnbrücke – dann sieht man auch schon die fast mannshohen Blechbuchstaben vor einer alten gefällten Eiche: URWALD. Direkt dahinter eine Schranke und ein Waldwirtschaftsweg. Hinter der Schranke muss man jedoch nach ca. 50 Metern scharf links abbiegen, einige Treppenstufen runter auf einen kleinen Waldpfad.

Da beginnt er dann also, der Urwaldpfad vor den Toren der Stadt. Doch der Wanderer wundert sich: Sieht auf den ersten Blick nicht viel anders aus als ein „normaler“ Wald. Gemach, gemacht. Alle Urwälder der Welt haben mal klein angefangen und sind in Jahrhunderten gewachsen. Und der Saarbrücker Urwald auf



einer Fläche von 1000 Hektar zwischen Von der Heydt und dem Netzbachtal ist ja erst drei Jahre alt. Seither wird hier kein Baum mehr gefällt oder abtransportiert und auch keine Jagd mehr betrieben. Der Wald darf wachsen und wildern, wie er will. Damit irgendwann mal eine richtige Wildnis draus wird.

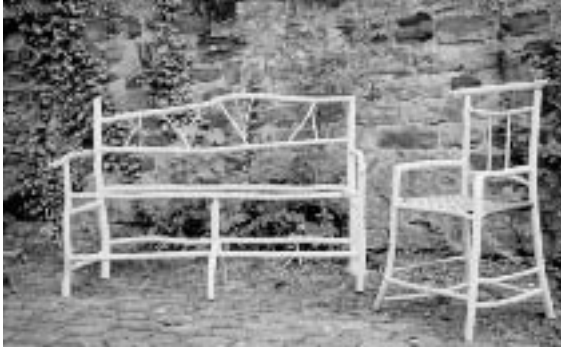
Aber dafür, dass er noch so jung ist, ist er schon ganz schön wild: Umgefallene Bäume werden von Hecken, Flechten, Pilzen und Moos überwuchert, riesige Ameisenhaufen siedeln sich auf faulenden Baumstümpfen an, neue Pflanzen machen sich breit zwischen den Bäumen, neue natürliche Lebensräume und Schutzzonen für Tiere können entstehen.

Ist da ein Urwaldpfad nicht ein störender Fremdkörper? „Jein“, sagen die Macher des Urwaldes, denn neben der Wald-Wildnis wollen sie auch Wald-Kultur vermitteln. Das Waldschutzgebiet soll durch minimalistische, phantasievolle „Eingriffe“ auch zum Erlebnis für Besucher werden. Solch ein Eingriff ist auch der Urwaldpfad. Er verläuft quer durch den Wald abseits der angelegten Wege auf den Spuren des natürlichen Wildwechsels, er streift alte Bombentrichter, Bergehalden (wir sind ja mitten im Saarkohlewald!), Absinkweiher und natürliche Sumpfböden. Als eher vage Wegweiser durch's Laub bedeckte Unterholz dienen dabei Arrangements aus Totholz oder Rinde oder „Blickfänge“ wie kleine Kohlehäufchen, Holztore oder Mini-Installationen aus Schrott. Neuerdings ergänzt von Holzpflocken, die auf Sichtweite stehen, damit man die Orientierung nicht gänzlich verliert. Aber im Grunde soll der Besucher bewusst seine Sinne schärfen, selbst den richtigen Weg finden, gelegentliches Verirren inbegriffen.

Das ist in der Tat weitaus aufregender als wie gewohnt einen ausgeschilderten Wanderpfad mit Zielangabe abzuschreiten. Belohnt wird man für seine Mühe unterwegs unter anderem



mit einer spektakulären „Himmelsleiter“ (aus Holz natürlich), die auf die Spitze einer mitten im Wald versteckten Bergehalde führt. Da über den Wipfeln ist wirklich Ruh', Vogelgezwitscher pur und vielleicht noch das Hämmern eines Buntspechts. Und in der Ferne sieht man die Dächer vom Forsthaus Neuhaus, dem Ziel des Urwaldpfades. Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut auf den Überresten des Jagdschlusses Philippsborn, wo einst die Grafen von Saarbrücken ihr Jagdrevier hatten. Heute nennt es sich „Scheune Neuhaus - Zentrum für Waldkultur“, ein Projekt von Umweltministerium, NABU Saarland und SaarForst. Ein wunderbarer Innenhof, eine stilvoll ausgebaute Scheune und (ab Juli hoffentlich) eine neue Gastronomie sind Ausgangs- und Mittelpunkt vieler Aktivitäten rund um das Thema „Wald“. In den letzten Jahren gab es so spektakuläre Aktionen wie „Leben im Urwald“, oder das Errichten von und Wohnen in Baumhäusern in luftiger Höhe. Dazu „Hand-



festes“ wie „Möbelbau mit Wildholz“ oder Stilles wie „Land Art im Saarkohlenwald“. Ergänzt von „poetischen Familienwanderungen“ mit Lesungen zum Thema Wald – in der Scheune oder mitten im Wald.

Gleiches und Ähnliches findet auch in diesem Jahr wieder statt, ergänzt von „T'ai Chi Chuan und Chi Kung im Urwald“, einem „Basiskurs Wildnis“ mit Fährtenlesen und Feuer anzünden mit den Mitteln der Natur, einem Baum-Kletter-Workshop für Kinder, im Herbst ein Erntedankfest und ein Wild-Kochkurs und im Dezember eine spezielle (Ur-)Wald-Weihnacht. Um nur ein paar Punkte aus dem umfangreichen Jahresprogramm heraus zu greifen. Dazu viele Veranstaltungen in der Scheune (Kino, Lesungen, Musik), wo im Sommer übrigens auch jeden Sonntagnachmittag ab 14 Uhr die Waldwirtschaft mit Kaffee und Kuchen geöffnet hat.

Wieder ein schönes, vielfältiges Programm; neuer frischer Kultur-Humus, auf dass der Urwald weiter wachse und gedeihe und - frei nach Thoreau – vielleicht auch jede Menge neue Saar-Dichter und Philosophen nachwachsen im (Kult-)Urwald vor den Toren der Stadt...

Wolfgang Felk

## Kontakt

Info und Broschüre zum Programm:  
Scheune Neuhaus - Zentrum für Waldkultur,  
Forsthaus Neuhaus  
66115 Saarbrücken  
Tel: 0 68 06/10 24 19  
Fax: 0 68 06/10 24 22  
Scheune.neuhaus@saarforst.saarland.de  
www.waldkultur.de

## Öffnungszeiten

Scheune Neuhaus So 14-18 Uhr,  
sonst abhängig von den jeweiligen Veranstaltungen

## Anfahrtsweg

Scheune Neuhaus:  
mit Pkw über SB-Rußhütte Richtung Fischbach,  
Abzweigung Riegelsberg-Holz, hinter der  
Siedlung Neuhaus links zur Scheune  
Neuhaus (ausgeschildert).

„Einstieg“ in den „Urwald“:  
mit Saarbahn bis Haltestelle Heinrichshaus  
(dort auch Wanderparkplatz).  
Beginn des Urwald-Pfades ausgeschildert  
(siehe oben am Anfang des Beitrages)

*„Narren hasten, Kluge warten.  
Weise gehen in den Garten.“*

Rabindranath Tagore,  
indischer Literatur-Nobelpreisträger  
und Gartenliebhaber

Es begann als private Leidenschaft einer einzelnen Gartenliebhaberin namens Hella Kreiselmeyer aus Merzig. Begeistert vom Besuch und betört vom Farbenrausch und Formenreichtum klassisch schöner Gärten und

gelang es ihr tatsächlich, den Boden für das Projekt zu bereiten und mit Kommunal-, Kreis-, Landes- und EU-Hilfen das zarte Pflänzchen namens „Gärten ohne Grenzen“ in die Welt zu setzen. In der Tat: Auch Elsass-Lothringer, Luxemburger und Rheinland-Pfälzer machten mit, mittlerweile sind 13 Gärten im Dreiländereck herangewachsen, ein weiterer soll rings um das Forsthaus Karlsbrunn im Warndt entstehen. Es sind dies Rekonstruktionen historischer Anlagen oder

## Vom „Garten der Sinne“ zur „Peep-Show“ am Baggersee 2

### Ein Ausflug in die „Gärten ohne Grenzen“ zwischen Saar und Mosel

Parkanlagen in England und Frankreich stellte sie sich irgendwann die Frage: Warum sollte so etwas nicht auch möglich sein in Saar-Lor-Lux, vor allem im sonnenverwöhnten, landschaftlich überaus reizvollen Land zwischen Saar und Mosel?

Die Idee war geboren, durch beharrliches Bohren dicker Bretter und diplomatische, grenzüberschreitende „Nachbarschaftspflege“

neue, frei konzipierte Gärten wie zum Beispiel der „Garten der Sinne“ auf dem Merziger Kreuzberg.

Er ist so etwas wie der Repräsentations-Garten des Projekts. In luftiger Höhe flanieren die Besucher darin durch verschiedene „Garten-Zimmer“. Gleich hinter dem Eingang, im „Foyer“ sozusagen, sprudelt der „Wassergarten“, der symbolisch den gesamten Garten der



Sinne speist. Auf verschlungenen Pfaden wird man dann ins „Rosenzimmer“ geleitet, aus dem der betörende Duft alten englischen Blumen-Adels steigt. Eine Etage tiefer erstreckt sich ein riesiger Steingarten, in dem zum Beispiel Blumen und Kräuter wie Thymian, Phlox und Hornkraut einen bunten Blütenteppich weben, dessen Farbnuancen sich zwischen Mai und Oktober stetig wandeln. Dazwischen bewusst eingebaute „Ruhezimmer“ – für’s Auge und für die Beine. Ein Meditationsgarten, ein Klanggarten und ein Tastgarten. Zum Innehalten. Zum Schauen, Riechen, Fühlen und Hören.

Der „Garten der Sinne“ ist ein guter Ausgangspunkt, um sich in weitere Themen-Gärten in der näheren Umgebung aufzumachen. Vor allem, wenn man über den Saargau Richtung Mosel fährt, wartet noch die eine oder andere Garten-Überraschung. Die erste in Mettlach-Tünsdorf, wo auf dem Gelände des „Alten Klosters“ mitten im Ort ein großer

Bauerngarten angelegt wurde. Mit einem wohl geordneten System aus Gemüse-, Kräuter- und Blumenbeeten und einem riesigen Kirschbaum als „Dreh- und Angelpunkt“ in der Mitte.

Weiter geht’s über die Streuobstwiesen des Gaus hinauf nach Perl-Borg, wo man in der rekonstruierten „Villa Rustica“ eine Zeitreise in gallo-römische Zeiten unternehmen kann. Durchaus auch gartentechnisch, denn rings um die Villa ist ein original römischer Kräuter- und Gemüsegarten entstanden. Einst soll dieser die römische Kaiserresidenz Trier beliefert haben. Heute wandern die Erzeugnisse direkt frisch auf den Tisch des Hauses in der „Römischen Taverne“. In Gerichten wie Hühnchen mit Lauch, Honig und Koriander, als Salat mit Datteln und Rauke.

Die Römer installierten eine neue Gartenkultur und damit neue Tisch- und Trinksitten im damaligen „Dritte-Welt-Land“ Germanien. Und Italien lieferte auch später noch oft Vor-





bilder für extravagante Gartengestaltung in unseren Breiten. Etwa in der Zeit der Renaissance, in der die Baumeister eine von der Antike beseelte Einheit von Natur und Architektur anstrebten. Wobei sich die Natur der Architektur zu unterwerfen hatte und nicht etwa umgekehrt. Auf Schloss Berg bei Nennig ist so ein geziert-gezirkelter kleiner Lustgarten neu angelegt worden. Er passt recht gut zu Spielbank und Spitzenrestaurant im Inneren des Hauses.

Und dann kommt das breite Band der Mosel mit den dominierenden Weinbergen, auch eine Erfindung der Römer. Dazu auf Luxemburger Seite das „Reimecher Haff“ bei Remerschen, eine kleine Seenplatte aus ehemaligen Baggerseen, einer davon mit schönem Badestrand, andere zusammengewachsen zu einem stillen Naturschutzgebiet, darin eine „Peep-

Show“ der besonderen Art: in kleinen Holzhäuschen am Ufer kann man durch eine schmale Luke ungestört dem Treiben der Kormorane, Enten, Haubentaucher, Eisvögel und Schwäne auf dem Wasser zusehen. Hier münden die „Gärten ohne Grenzen“ in einen einzigen großen Natur-Garten, der eines Tages auch mal offiziell zu einem grenzübergreifenden „Naturpark Dreiländereck“ zusammengewachsen soll.

Zwei barocke Farbtupfer haben die „Gärten ohne Grenzen“ hier noch parat: In der Ortsmitte von Perl wurde vor dem Hofhaus aus dem Jahre 1733 ein bescheidener ländlicher Ableger der grandiosen französischen Barock-Gärten wieder belebt. Und direkt gegenüber, auf der luxemburgischen Seite der Mosel, ein Pendant im Schlosspark von Schengen, Teil einer großen Anlage, zu der auch noch ein



Kräutergarten, eine lauschige Lindenallee und eine Obstwiese gehören. Bewirtschaftet von Elisabethanischen Ordensschwwestern, die im Schloss ein nobles Tagungszentrum mit Hotel betreiben.

Warum nicht hier übernachten? Und am nächsten Tag ins Lothringische weiter fahren, wo noch etliche weitere „Gärten ohne Grenzen“ warten...

Natürlich werden für Gruppen auch Führungen durch die Gärten veranstaltet. Und wer sich was ganz Exquisites gönnen will, der kann sich ein mehrtägiges Themenpaket schnüren lassen, etwa unter dem Motto „Gärten und Weine“, „Gärten und Wellness“ oder „Gärten, Römer und Keramik“.

## Wolfgang Felk

### Kontakt

Info und Buchung CEB-Akademie für Gärten,  
Umwelt und Tourismus  
66663 Merzig  
Tel: 0 68 61/93 08 44, Fax: 0 68 61/93 08 25

gog@ceb-merzig.de, www.gaerten-ohne-grenzen.de

### Öffnungszeiten, Eintrittspreise

„Garten der Sinne“:

1. Mai-31. August Di, Do, Fr 8-16, Mi 8-20,

Sa 16-20, So 10-20 Uhr,

Eintritt 3,50 EUR, Familienkarte 7 EUR

„Römergarten Villa Borg“ Di-Fr 11-17, Sa, So 11-18,

Eintritt 4 EUR

(gilt für gesamte Römervilla) alle anderen Gärten täglich tagsüber geöffnet,

### Anfahrtsweg

„Garten der Sinne“: A 620 Abfahrt Merzig/Stadtmittle, dann Richtung Besseringen, danach den Schildern „Garten der Sinne“ folgen. „Römergarten“: In Perl-Borg der Beschilderung „Gallo-römische Villa Borg“ folgen. Alle anderen Gärten sind im jeweiligen Ort leicht zu finden bzw. zu erfragen.

### Literatur

Hella Kreiselmeyer, Ulrike Heffinger

„Gärten ohne Grenzen“

Gollenstein-Verlag, 38 EUR







verwitterter Friedhof zur Linken, ein neuer, ebenso malerischer zur Rechten... hier könnte man ewig stehen und nachdenken und atmen. Doch da sausen die ersten Wochenendmotorradfahrer auf dem Weg zur 7 km entfernten Petite Pierre vorbei – der Wanderer gibt sich einen Stoß und weiß ja auch, wo er wirklich Ruhe findet: im Garten von Pierre Richard, direkt hinter dem putzigen, frisch bemalten Häuschen an der Hauptstraße, Nummer 36, wo ein Mädchen in elsässischer Tracht auf

## Die Ruhe der Steine

### Le jardin extraordinaire de Pierre(s)

dem Trottoir steht (allerdings aus Eisen, aber wunderschön bemalt) und wo ein Schild in der leichten Morgenbrise hin- und her schwingt: Pierre Richard, Objets peints, bemalte Objekte.

Nein, dieser Pierre Richard hat nicht in dem Film „Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh“ gespielt, auch wenn der berühmte Künstlerkollege sich auf seine alten Tage auch des Weinbaus und der Natur besonnen hat, aber eher in südlicheren Gefilden. Dieser Pierre Richard stammt hier aus der Gegend, Sarre-Union ist seine Heimat gewesen, bevor er Koch lernte, „Restaurateur“ des Restaurants „Les Semailles“ in der Straßburger Wantzenau wurde, nach Paris ging. Und lange bevor er das Häuschen in Struth als Wochenendbleibe kaufte – nachdem er vom Moloch der Millionenstadt um den Eiffel-Turm die Schnauze gestrichen voll hatte. An seinem 50. Geburtstag im Jahr 2003 kamen sie alle, die Freunde, die er aus diesen Zeiten noch hat, die gerne bei ihm einkehren im fernen Osten Frankreichs. Und auch einige neue Freunde, die er seiner neuen Leidenschaft verdankt, dem Gartenbau. Sieben Jahre ist er jetzt in Struth, seit sechs Jahren ist sein „Jardin de Pierre(s)“ fürs Publikum geöffnet,

Der Wanderer steigt aus dem lauschig tiefen Tal von Tiefenthal stramm den Berg hinauf. Eine schüchterne Glocke bimmelt in der Ferne, langsam lösen sich die Frühnebel auf, zögerlich trauen sich erste Sonnenstrahlen, die kühlen und feuchten Wiesen und Wälder der Nordvogesen zu berühren. Tief saugt der Wanderer die klare Luft ein, als er auf der Höhe von Struth angekommen ist. Vergänglichkeit begrüßt ihn mit Sandstein: Ein alter,

und so langsam ist er auch fertig gestaltet... Ein Spiel mit den Pflanzen, ein Spiel mit dem leicht abschüssigen Gelände, grade mal ein paar Ar groß, ein Spiel mit den Worten auch, denn dieser „jardin“ ist nicht nur der von Pierre, sondern auch der Garten der Steine („pierres“), die er auf Streifzügen vor allem durch die nähere Umgebung immer wieder mitgebracht hat. Dort, der Stein unter dem Rosenbogen, den hat er gefunden bei einer alten Frau, und die gefalteten Hände sind ja auch weitgehend verbreitet, nicht nur auf Friedhöfen. Hier die Umrandung des wild durcheinander bepflanzten Beetes neben den altvorderen Gartenstühlen – eine Erinnerung an den Stein, der in den Vogesen und im Pfälzerwald überall aus den Wäldern hervorragt und der den Gewalten der Erosion so gar nichts entgegenzusetzen hat: Sandstein, „le gré rose“, nicht nur rosafarben. Ganz eigen – und immer für eine Geschichte gut – ist das Nebeneinander der verschiedensten Pflanzen, weswegen man nicht nur einfach im Gar-

ten rasten sollte (der Eintritt ist frei). Wenn Meister Pierre da ist, dann sollte man ihn auch bitten zu erzählen. Über den Zusammenhang z.B. zwischen Küche und Gartenbau, über Komposition oder auch ganz einfach über diese oder jene Pflanze, darüber, was sie mag, was nicht, was zu ihr passt, was nicht; welcher Gärtner ist nicht ein wenig auch ein Beschützer der Natur und öko? Für all das klingelt man, schaut sich Pierres Bilder an und die „bemalten Objekte“, und vielleicht kommt man durch die Scheune dann wieder in den Garten. Aus einer alten Gießkanne plätschert da zur Begrüßung ein Wässerchen in die ehemalige Jauchegrube, deren Bewohner nun auch schon seit sieben Jahren den grimmigen Frost des Winters genauso überstehen wie die heißen Sommer der letzten Jahre: Goldfische und ein echter Koi-Karpfen blubbern durchs bemooste Bassin – und auch hier versucht das Grünzeug wieder, sich einzumischen. Man spaziert den Hügel hinunter, schaut auf die kleinen Schildchen, die



die Namen der Pflanzen nennen, setzt sich mal hierhin, mal dahin, und lässt den Garten auf sich wirken. Am besten natürlich in der Blütezeit von Juni bis August.

Viel muss Pierre Richard inzwischen nicht mehr tun, denn sein kleines Paradies ist geschaffen – und muss „nur noch“ unterhalten werden. Doch auch wenn der 51 Jährige eine gute Ruhe ausstrahlt wie sein Garten – pausenlose Pause ist seine Sache sowenig wie die der Natur, die nie regungslos verharrt. Das Leben findet einen Weg – und so gestaltet jetzt Pierre Richard Gärten für andere, malt und gestaltet, empfängt Gäste und Besucher (Gruppen sollten sich vorher anmelden). Anfang 2004 waren zum ersten Mal echte Japaner da, noch nie hatte man in Struth so viele Japaner auf einmal gesehen. Ein Geheimtipp ist der „Jardin de Pierre(s)“ also nicht mehr, Gartenbücher würdigen ihn, die regionale Presse kommt regelmäßig vorbei – und nicht zuletzt die Veranstaltungen, die Pierre Richard mit ins Leben gerufen hat, bringen Publikum. Bei der „Fête de l'Epouvantail“ (Vogelscheuchchenfest) waren 4000 Leute da – am vorletzten Maiwochenende steigt es und versammelt in der gesperrten Hauptstraße Photographen, Floristen, Bildhauer, Buchhändler, Baumschulen, auch für Bonsais, alles Profis. Am ersten Juliwochenende sind die Maler dran, die Pflanzenbörse Anfang Dezember zieht inzwischen die Kleingärtner aus den ganzen Nordvogesen und von weiter her an. Und dann gibt es ja noch – wenn das Wetter die Zufahrt nicht blockiert – den, von den offiziellen Tourismusinstitutionen hochoffiziell zertifizierten „kleinsten Weihnachtsmarkt des Elsass“ im ehemaligen Bauernhäuschen in Struth... wenn im Garten schon Schnee liegt.

Der Wanderer – gut ausgeruht - steckt eine kleine Spende in den umfunktionierten Briefkasten am Gartenausgang, und macht sich auf

den Rückweg, zwischen den Friedhöfen hindurch, runter nach Tiefenbach, wo ihn am Bahnhof bald der elegante blaue Triebwagen abholt, der bis zu zwanzig Mal am Tag auf dem Weg von oder nach Straßburg hier vorbeifährt. Und im Tal grüßen zum Abschied ein paar schottische Hochlandrinder – die ja hier seit ein paar Jahren überall zu finden sind: anspruchslos, witzig durch ihre Ponys blinzelnd, und irgendwie genauso „cool“ wie Pierre und sein „jardin extraordinaire“.

## Gerd Heger

### Kontakt

Pierre Richard  
36, rue principal F-67290 Struth  
Tel: 00 33 3 88 01 52 72

### Öffnungszeiten

Mai bis Ende September, Fête des Epouvantails (vorletzter Maisonntag), Malerfest (1. Wochenende Juli), Pflanzenbörse (1. Wochenende September)  
Kleinster elsässischer Weihnachtsmarkt (Ende November – Anfang Januar!)

### Eintrittspreise

Eintritt frei, Spenden erwünscht, ebenfalls können Pierre Richards Werke erworben werden  
Gruppen: 15 EUR

### Anfahrtsweg

Auto/Rad: Von Saargemünd auf der D 919 Richtung Ingwiller bis Tiefenbach, in Tiefenbach Richtung La Petite Pierre (Steigung)

Zug: Tiefenbach ist Bahnstation auf der Linie Saarbrücken – Saargemünd – Strasbourg (billige Wochenendtickets).

Vom Bahnhof eine knappe Stunde bergauf zu laufen, im Ort zwei Cafés.

Für Gruppen Möglichkeit, Essen zu bestellen (an P.Richard wenden).



## Geheimnisvoller Muschelkalk-Grand-Canyon

4

### Der ehemalige Steinbruch zwischen Alsting und Spicheren

**G**rand Canyon? Grand Canyon. Nur nicht Rot, sondern weiß. Nicht vom Colorado River in das Gestein geschnitten, sondern von Menschen gemacht. Aber - genau so. Gut, man steht hier nicht in der brütenden Sonne Arizonas, sondern im kühlen Blätterwald hinter Alsting. Die Bäume und das viele Gestrüpp muss man sich wegdenken. Aber dann sieht man sie: die hohen Canyon-Wände aus weißem Muschelkalk. Zerklüftet, verwittert, bröckelnd. Übereinander gelagerte Schichten, viele kleine und große Stufen.

Wer diesen Canyon sucht, braucht Intuition. Aus dem Saarland kommend fährt man am besten an der Hauptstraße in Alsting rechts in die Rue de la Montagne, lässt das Auto stehen und geht wieder rechts in den Wald. Lässt sich nicht irritieren von einer bunten Schautafel, die zu einer „Reise in die Urzeit“ einlädt, die aber über den Alstinger Grand Canyon kein Wort verrät...

Über alte Eisenbahnschwellen, die schöne hölzerne Stufen abgeben, hinein ins wilde Grün. Eschen rauschen neben dem Feldahorn, in der Luft wiegen sich Lianen, wie sie sich auch Tarzan nicht schöner hätte wünschen können. Dann und wann stolpert man über eine dicke

rostige Schraubenmutter, die sich trotzig mitten auf dem schmalen Weg erhebt. Dieser Weg führt plötzlich durch ein ebenfalls rostiges Tor, an dem oben vier Räder angebracht sind. Und später immer wieder – diese Art von Tor.

Hörst du das Rattern der Wagen und das Fluchen der Arbeiter? Und, nicht erschrecken, – Aaaachttuuung – da zerreißt doch dann und wann das ohrenbetäubende Getöse einer Sprengung die lothringische Luft! Jetzt ist es raus: Dieser Muschelkalk-Canyon war einmal ein Kalksteinbruch. Mit Spitzhacke und Meißel haben hier echte Kerle 500 Tonnen Kalkstein pro Tag abgebaut und die weißen Brocken dann in die 1000 (!) vorbeirumpelnden Loren gefüllt. Schon 1862 wurden hier die ersten Steine gebrochen, damals etwa für die Glasmanufaktur in Schöneck oder die chemische Industrie. Später brauchte man den Kalk für die Eisengewinnung. Von hier aus schwebte er am Seil in großen Körben sage und schreibe fünf Kilometer durch die Luft, bis ins ferne Bübingen. Dort stand das Kalkwerk, wo die Brocken noch einmal gebrochen wurden, damit sie dann in die Hochöfen der Hütten von Brebach, Neunkirchen oder Völklingen passten. (Darin brauchte man den Kalk, um die

„irdischen Bestandteile“ im Eisenerz, also die „Schlacke“ zu binden. Dann kann man sie abstechen und zurück bleibt das pure Eisen).

Wo also jetzt im wilden Wald die Amseln singen, da zerriss bis zum Zweiten Weltkrieg das Donnern der Sprengungen und das Klopfen der Hacken die Luft, da quietschten die Räder auf den Schienen, da ratterte das Seil um die dicken Räder herum.

Wir gehen genau in der Schienentrasse. Mal über eine Weiche, in der sich längst ein Kirschbaum eingerichtet hat. Mal gerät der Fuß fast unter das Seil. Da liegt es noch! Eisern und rostig, gut getarnt zwischen all den Blättern, längst integraler Bestandteil des Waldbodens. Tiefer im Wald liegen links und rechts immer wieder verwunschene Teile, die sich bei näherem Hinsehen als Schienen und Schwellen zu erkennen geben, von Lianen umschlungen, von Blättern überwuchert. Auch ein alter Tragekorb stülpt sich noch über einen Stein am Wegesrand.

Dann und wann aber lohnt sich vor allem auch der Blick nach rechts, aus dem Wald hinaus. Nicht immer ist das möglich (ein gekonntes Stutzen würde diesen grünen Bäumen gar nicht schaden), aber wenn, dann fällt der Blick auf Alsting. Und je nachdem, wo man gerade steht, ändert dieses kleine Dorf sein Antlitz...

Nach etwa einer Stunde Canyon-Wanderung stehen wir schließlich dort, wo früher der Umschlagplatz war, wo die weißen Steine in ihren schwarz-glänzenden Loren (hier steht ein Anschauungsmodell) von den Schienen in die Luft gehoben wurden, um nach Bübingen zu schweben. Und hier (es ist jetzt der Wald von Spicheren) steht auch – immerhin, endlich – eine Tafel, die uns dazu ein bisschen was erklären möchte. Der Weg durch den Steinbruch ist nämlich ein kleines Teilstück eines sieben (!) Stunden langen Marsches, des „Grenzüberschreitenden Rundwanderwegs vom Sandstein

zum Muschelkalk“, der 2001 mit EU-Geldern und im Rahmen des Projektes „Deutsch-Französischer Kultur- und Naturraum Spicherer Höhen“ angelegt und beschrieben wurde. Doch leider sind die Karten längst vergriffen und außer dieser Tafel findet sich auf diesem Stück kein einziges weiteres Hinweisschild.

Von Spicheren aus findet man von der Rue des Acacias hinein in den alten Steinbruch. Das muss man wissen. Aber – nur Mut, der weiße Grand Canyon lässt sich finden. Nicht vielleicht von jedem und sofort, wie sein rotes Pendant in Arizona. Aber von allen, die ihn wirklich sehen wollen.

**Anke Schaefer**

### **Kontakt**

Deutsch-Französischer Kultur- und Naturraum Spicherer Höhen, Infos bei der Landeshauptstadt Saarbrücken, Umweltamt

### **Anfahrtsweg**

Von Alsting: Hauptstraße und dann rechts in die Rue de la Montagne, am Ende der Straße rechts in den Wald von Spicheren: Auf der Rue d'Etzing steil hoch (in Richtung Wasserturm), dann rechts in die Rue des Acacias, am Ende der Straße gerade aus in den Wald



En Route

---



Das Nordsaarland bietet seit ein paar Monaten ein in der Region einmaliges Klangerlebnis. Ein echter Geheimtipp vor allem für Tage mit schlechtem Wetter. In Weiskirchen hat der Privatmann Klaus Mayer seine umfangreiche Sammlung mechanischer Instrumente – sogenannte Musikautomaten – der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In seinem „Mechanischen Musiksalon“ stellt er mehr als 200 Exponate aus mehreren Jahrhunderten aus. Den Besucher erwartet alles von der

Spieldose über die Drehorgel bis zur Jahrmarktsgroßorgel.

Als ich vor dem Museum ankomme, werde ich lautstark von einer Großorgel begrüßt, die in der gesamten Straße Jahrmarktsstimmung verbreitet. In einem riesigen Wagen bewegen sich im Takt zwischen den Orgelpfeifen Figuren. Das Lied ist auf einer bestifteten Walze gespeichert, die langsam durch das mechanische Herz der Großorgel gedreht wird. Beeindruckend ist auch der Weg, auf dem Klaus Mayer zu seiner

5

## Vom Saloon-Klavier bis zur Drehorgel

### Ein Museumsneuling gibt in Weiskirchen den Ton an



Jahrmarktorgel gekommen ist. Ein ehemaliger Nachbar lagerte das Schmuckstück in seiner Garage, hatte sich aber seit langem nicht mehr darum gekümmert. Nach einigem Verhandeln hatte sich dann Klaus Mayer der Orgel angenommen, sie für viel Geld und mit viel Liebe zum Detail restauriert und wieder zum Laufen gebracht.

Voll funktionstüchtig sind auch alle anderen Ausstellungsstücke in Weiskirchen. Große und kleine Spieldosen in Form von Instrumenten, Puppen und Tieren aus Holz, Stoff oder Porzellan spielen bekannte Melodien. Die sind auf Blechplatten eingestanz. Außerdem gehören mehrere Drehorgeln aus Berlin und dem Schwarzwald zu der kostbaren Sammlung. Dazu hat Klaus Mayer selbstverständlich auch eine große Auswahl an Liedern – gespeichert auf gestanzten Papierrollen. Die Art der Orgelmechanik hängt dabei von der jeweiligen Bauzeit ab. Der Museumsbesitzer ist, was das angeht, Experte und gibt bei Führungen durch sein Klanguniversum fachmännisch Auskunft. Einer der Leierkästen sticht aber auch dem Laien sofort ins Auge: An ihm ist die Kurbel an der linken Seite und nicht wie üblich an der rechten angebracht. „Früher haben die Fürsten

ihren verküppelten Kriegsveteranen häufig eine Drehorgel geschenkt, damit die so auf der Straße ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Ich glaube, in diesem Fall hatte der Kriegsveteran seinen rechten Arm im Krieg verloren. Deshalb wurde für ihn sozusagen ein Sondermodell mit Kurbel auf der linken Seite angefertigt“, erzählt Klaus Mayer. Ein kostbares, weil seltenes Stück also.

Auch Fans von Westernfilmen kommen auf ihre Kosten. Denn das Museum besitzt ein typisches Saloon-Klavier, das die Musikstücke von einer gelochten Papierrolle aus abspielt. „Die Papierrollen werden im Klavier mit



Druck- und Saugluft abgetastet. So entsteht dann die Melodie“, erklärt der begeisterte Sammler. Obwohl jüngere Erfindungen wie Grammophone und Phonographen eigentlich nicht mehr zur Gruppe der mechanischen Musikautomaten gezählt werden, hat Klaus Mayer auch solche Exemplare in seiner Sammlung. Man bekommt in Weiskirchen also eine umfassenden Einblick in die Welt der mechanischen Musik - und zwar in die, in der Computer und Mikroelektronik noch keine Rolle gespielt haben.

**Christine Krauser**

### **Kontakt**

Klaus Mayer  
Trierer Str. 6  
66709 Weiskirchen  
[www.mechanischer-musiksalon.de](http://www.mechanischer-musiksalon.de)

### **Öffnungszeiten**

Jeden Mittwoch und Samstag  
zwischen 15 und 18 Uhr

### **Eintrittspreise**

Erwachsene 3,50 EUR, Kurkarteninhaber 3 EUR  
und Kinder zwischen 6 und 16 Jahren 2 EUR Eintritt.  
Familienkarte 8 EUR, Gruppenkarte ab 10 bis max.  
12 Personen für 30 EUR. Für zusätzlich 20 EUR  
gibt es eine Museumsführung vom Hausherrn  
persönlich.

### **Anfahrtsweg**

A 620 über Merzig, Losheim am See nach Weiskirchen oder über die A 1 in Richtung Nonweiler nach Weiskirchen





6

## Freude schöner Götterfunken

Ein Spaziergang auf und um den Klangweg in den Ardennen



Hoscheid“, sagt Herr Faber, „Hoscheid ist ein Dorf“, und Herr Faber ist sein Bürgermeister. Im Zweitberuf Landwirt und Besitzer eines ungeheuren Traktors, mit dem er nach Feierabend sein Land durchpflügt. Und so gradlinig und bedächtig wie sein Traktor pflügt Léon Faber, keine Unterbrechung dulden, das Feld seiner Sätze und Gedanken:

„Hoscheid ist ein Dorf, was in den letzten zwei Jahren sehr bekannt geworden ist. Es kommen viele Touristen, sogar mehr als nach Vianden oder Diekirch.“

Das ist erstaunlich. Denn Hoscheid ist 500 Einwohner klein, Diekirch und Vianden aber, und etwas weiter im Norden noch Clervaux, sind die malerischen Städte der luxemburgischen Ardennen. Hoscheid liegt genau in ihrer Mitte, etwas abseits der Schnellstraße. Und dort halten nun seit neuestem die Touristen. Das liege zum einen sicher an der guten Luft, vermutet Léon Faber, der pflügende Bürgermeister. Und tatsächlich: Bläst der Wind hier oben auf der Höhe von Hoscheid nicht besonders frisch? Vor allem aber hat Hoscheid eine neue Attraktion: sechseinhalb Kilometer Wanderweg durch einen schönen Wald - mit 14 Haltestellen für die Ohren. Vier Künstler aus drei Ländern haben sie gestaltet.

Um sie zu erreichen, muss man am Ortsausgang (die Stelle kann man nicht verfehlen) nach links durch die Felder gehen. Der Weg führt anfangs sanft, dann immer steiler hinab in ein tiefes Tal. Hoscheid ist ein Dorf, das nicht umsonst Hoscheid heißt. Es liegt auf einem hohen Kamm, der die Täler voneinander trennt. Zur Baumgrenze hinab sind es jedoch nur ein paar Minuten.

Dort stehen die Instrumente, alle paar hundert Meter eins:

Auf einem dicken Teppich aus Fichtennadeln huschen wie scheue Waldgeister die Schlegel über ein kreisrundes Xylophon. Am Bach ein

Windspiel aus fingerdicken Planken, es - ja, was tut es eigentlich? Klimpern vielleicht, nur drei Oktaven tiefer: klumpern. Etwas weiter verschwindet ein Rohr im Unterholz und nimmt ein Flüstern mit. Eine Harfe aus Metallröhren kann Beethoven: fünf Töne in G-Dur - Freude schöner Götterfunken.

Vielleicht ist es nicht ganz zufällig, dass man ausgerechnet die Europahymne auf der Waldharfe anschlagen kann. Noch vor 60 Jahren - vor genau 60 Jahren - sind auf diesem Boden tausende von Soldaten für ihre jeweiligen Vaterländer gestorben: 5.000 Amerikaner, 10.000 Deutsche zählen die Militärfriedhöfe. Zudem hat die deutsche Besetzung Luxemburgs etwa 5.700 Luxemburger das Leben gekostet. 1940 hatte Nazi-Deutschland Luxemburg überfallen, 10.000 Männer zwangsrekrutiert, 18.000 weitere in den Arbeitsdienst gezwungen, zahllose Familien umgesiedelt. Im September 1944 wird Luxemburg von den Amerikanern befreit, aber am 16. Dezember befiehlt Hitler eine Großoffensive in den luxemburgischen Ardennen, um Antwerpen zu erreichen. Die Amerikaner schießen zurück. Bei Diekirch, Clervaux und auch bei Hoscheid beginnt eine der wichtigsten Schlachten des 2. Weltkriegs. An ihrem Ende, am 12. Februar 1945, wird Luxemburg endgültig befreit sein.

Im Militärmuseum in Diekirch kann man die Einzelheiten dieser Schlacht aus nächster Nähe betrachten. Und zwar alle Einzelheiten. Von der Patronenhülse über das Verbandspäckchen, die Butterdose, die Panzerfaust, die Zigarettenkippen, die Tretminen, Gewehrgranaten und Fernmeldedrähte, den Fallschirm, die Propellerflügel und die Bomben, den Stacheldraht, die Dienstanweisungen, die Funksprüche, die Tarnzelte, die Schießstände und Flak-Geschütze bis hin zu den Panzern und LKW und Rot-Kreuz-Fahrzeugen - ein Museum wie ein Militaria-Flohmarkt.



Eine Armee von Schaufensterpuppen trägt lächelnd amerikanische und deutsche Uniformen in allen Dienstgraden, lädt lächelnd Geschütze nach, macht lächelnd Zigarettenpause und trägt lächelnd lächelnde Verwundete aus der Schusslinie. In unzähligen Dioramen stellen sie Kriegsszenen nach, und es ist schwer,

dabei vor lauter Bäumen den Wald im Auge zu behalten. Und man sehnt sich in den echten Wald mit seinen klumpernden Hörstationen zurück.

Zum Glück gibt es in Diekirch nicht nur Kanonenrohre zu besichtigen. Einen halben Kilometer und zwei Kurven weiter befindet sich seit



Menschengedenken die Werkstatt von Jean Wagner. Herr Wagner machte seinem Namen alle Ehre: Er baute Wagen. Luxuswagen, Geschäftswagen, Reklamewagen, Leichenwagen, Handwagen und - Schlitten.

Im Jahr 1905 verkaufte er der Stadt Diekirch einen Leichenwagen für 2000 Franken, den er 19 Jahre später für knapp 1600 Franken reparierte. Und wenn damals der Stadtrat darüber geflucht haben mag, so treibt uns Heutigen ein ganz anderes, winziges Detail die Tränen in die Augen: Die Umsatzsteuer betrug damals ein einziges Prozent.

Ansonsten erfahren wir von Jean Wagner noch die Geburts- und Sterbedaten und dass er in Diekirch den Beinamen „Jean-fait-tout“ hatte: der Hans, der alles kann.

Und dann dürfen wir seine Werkstatt endlich betreten. Seit April 2004 ist sie ein Museum für Oldtimer. Zu sehen sind schöne, wunderschöne Autos. Ford's Modell T, natürlich. Eine riesige Kutsche mit einem französisch parfümierten Namen. Die Karosse der Großherzogs. Kleine englische Sportwagen von denen nur 75 Stück gebaut wurden. Das älteste in Luxemburg zugelassene Fahrzeug, ein „Dion Bouton“ von 1895. Es hat einen Zylinder, kein Lenkrad und unten läuft Hydrauliköl heraus, als sei es eben noch gefahren. Ist es auch. Alle Autos in dieser Halle sind fahrtüchtig, und wenn ihre Besitzer Lust auf eine Spritztour haben, dann steigen sie eben ein und fahren weg. Die Besucher müssen dann in den verbliebenen Broschüren blättern: Das erste Auto, steht dort, habe weder Herr Otto noch Herr Diesel gebaut, sondern ein flämischer Missionar in Peking, und zwar schon 1668. Ätsch. Den Krieg haben sie also auch gewonnen.

Auf der Höhe aber, in Hoscheid, pflügt Herr Faber unbeirrt noch einen weiteren Gedanken zu Ende: Im letzten Jahr habe er von seinem

Traktor aus in einem Monat 6000 Menschen den Klangweg heraufkommen sehen. „Hoscheid ist damit ein Dorf“, sagt Léon Faber und ist wieder ganz Bürgermeister, „ein Dorf, das wird nochmal weltbekannt.“

## Sven Rech

### Kontakt

Militärmuseum Musée National d'Histoire Militaire  
10, Bamertal

L-9209 Diekirch

Oldtimermuseum Conservatoire National  
de véhicules historiques

20-22, rue de Stavelot

L-9280 Diekirch

Tel: +3 52/80 89 08

Fax: +3 52/80 47 19

+3 52/26 80 04 68

[www.cnvh.lu](http://www.cnvh.lu)

### Öffnungszeiten

November bis März: Täglich 14-18 Uhr

April bis November: Täglich 10-18 Uhr

### Anfahrtsweg

Man kann über Luxemburg/Stadt Richtung Ettelbruck nach Norden fahren - aber das ist eine wenig reizvolle, viel befahrene Strecke, auf der man mindestens eine Stunde bis Diekirch unterwegs ist.

Viel angenehmer ist die Fahrt durchs Sauerland (z.B. bei Wasserbillig über die Grenze fahren, dann die N 10, später N 19 Richtung Diekirch fahren. Nach Hoscheid geht es in Diekirch über die N 7 ca. 5 Kilometer nach Norden.

Am besten an der Kirche parken, der Klangweg ist ab dort ausgeschildert.



7

## Der Schlüssel zur Geschichte

### Das Fachwerkstädtchen Herrstein im Hunsrück

Natürlich kann man Herrstein auch ohne Ilse Beck besuchen. Man kann am Rande des Städtchens parken und auf den kleinen Marktplatz gehen. Wenn gutes Wetter ist, werden auf der Bank am Brunnen einige Herrsteinerinnen sitzen und über Gott und die Welt und vermutlich auch über die anderen Herrsteiner reden. Man kann die Stufen am Felsen zu Kirche und Schloss hochsteigen und den Blick hinunter genießen. Man kann zum Uhrturm hinunter gehen und dabei die schönen Blumen an den hübschen Fachwerkhäuschen bewundern. Vielleicht noch einen Kaffee trinken, einen Edelsteinanhänger kaufen, einen letzten Blick auf das historische Stadtensemble werfen und wieder nach Hause fahren.

Das kann man alles machen und es lohnt sich auf jeden Fall. Aber zusammen mit Ilse Beck oder einer ihrer Kolleginnen und Kollegen lohnt es sich noch mehr. Ilse Beck und die anderen haben nämlich den Schlüssel. Nicht nur einen. Einen ganzen Schlüsselbund. Jeden Donnerstag und Samstag von Mai bis Oktober stehen sie am Uhrturm und warten auf alle, die mehr wissen wollen über Herrstein. Der Schlüsselbund kommt aber erst

später zum Einsatz. Erstmal gibt es einen Blick hinter die Kulissen der Stadt. Der letzte große historische Schritt liegt hier noch gar nicht so lange zurück. Ende der 70er Jahre, vor mehr als 25 Jahren, entschlossen sich die Herrsteiner nämlich, auf den Putz zu hauen. Und das ganz systematisch. So hübsch romantisch wie heute sah es damals nämlich gar nicht aus. Alle Häuser waren schön ordentlich verputzt: grau, beige, die ganze langweilige Farbpalette. Schuld war die Feuerver-

sicherung im 19. Jahrhundert. Damals war das Fachwerk verschwunden. Mehr als 100 Jahre später sollte alles wieder runter. Das fanden die Herrsteiner zunächst mal gar nicht lustig. Ein engagierter Bürgermeister und die Helfer, organisiert durch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme des Arbeitsamtes, bewirkten dann aber doch, dass das Schmuckstück an der Edelsteinstraße in Form geschliffen wurde. Heute ist die Stadt ein Vorzeigemodell der Denkmalpfleger, ausgezeichnet mit dem Diplom von Europa Nostra - einer internationalen Vereinigung zum Schutz des Kulturerbes - zusammen mit Städten wie Heidelberg und Rothenburg. Ilse Beck kann genau erklären, wie die Häuser gebaut wurden. Mit Eichenbohlen zum Beispiel, getränkt in Ochsenblut. Und sie weiß genau, wann welches Haus errichtet wurde. Die meisten stammen aus der Zeit nach dem 30-jährigen Krieg, Mitte des 17. Jahrhunderts.

Natürlich kommt man mit Ilse Beck auch an den Marktplatz. Und hinauf auf den Felsen, auf dem das alte Schloss und die Kirche gebaut sind. Und jetzt zieht sie den Schlüsselbund heraus. Den alten Gefängnisturm schließt sie

auf. Dreieinhalb Meter dick sind die Mauern. Auf der alten Stadtmauer geht es hinüber zum anderen Turm. Der beherbergte mal einen ganz illustren Häftling: den Schinderhannes höchstpersönlich. Den berühmten Räuberhauptmann, der um 1800 herum der Schrecken aller betuchter Reisenden im Hunsrück war. Kaum jemand bekam ihn zu fassen und wenn, dann gelang ihm ganz schnell wieder die Flucht. In Herrstein hat man den prominenten Gast festhalten können. Für eine Nacht immerhin, im Juli 1798. Danach wurde er nach Saarbrücken verfrachtet, dort allerdings flüchtete er schon in der ersten Nacht aus dem Gefängnis. In Herrstein hat man ihn in Ehren gehalten: Der Turm heißt seither Schinderhannes-Turm und noch heute kann man das Bett besichtigen, in dem er damals schlief. Obwohl Stadtführerin Beck bezweifelt, dass er in dieser Nacht viel Schlaf gefunden hat.

Nachdem die beiden Türme wieder gut verschlossen sind, zückt Ilse Beck den nächsten Schlüssel – den für die kleine Kirche mit der großen Stumm-Orgel, die mit ihren 19 Registern und 1.000 Pfeifen eigentlich viel zu laut ist. „Aber die Akustik ist toll“, schwärmt die Stadtführerin. Muss man halt ein bisschen vorsichtiger spielen...

Zurück nach unten in die Stadt, über ein kleines Pfädchen. Die Herrin der Schlüssel weiß über jedes Haus etwas zu erzählen. Zum Beispiel über das kleine Hüttchen, das neben einigen Häusern steht. Schwein und Huhn wohnten dort auf unterschiedlichen Etagen und wenn der Herr des Hauses zu spät nach Hause kam, hörte er von seiner Gattin oft nur noch das erbarmungslose: „Wutz oder Hinkel?“ – das war dann seine Auswahl, wo er schlafen durfte.

Noch viele solche Anekdoten und historische Fakten weiß Ilse Beck.



Über den Pranger, über den Hankel-Brunnen, über die alte Stadtmauer, die Schmiede und den Uhrturm. Und auch über die Zehntscheune, einer der wenigen Steinbauten in Herrstein. Krista und Oliver Schneider haben die Scheune vor 13 Jahren zur Gaststätte umgebaut. Heute bekommt man dort Hunsrücker Spezialitäten wie die riesigen gefüllten Klöße oder die Kartoffelwurst und Kuchen nach Omas Rezepten. Auch wenn man draußen auf dem Kopfsteinpflaster schön in der Sonne sitzen kann - einen Abstecher sollte man in den Gasträum in der ersten Etage ma-



chen: Dort sieht man die alte Stadtmauer, an die die Scheune 1525 gebaut wurde. Aber das kommt erst nach der Tour durch die Stadt. Frau Beck hat nämlich noch einen letzten Schlüssel. Damit schließt sie das Museum der Stadt auf. Hier kann man unter anderem einen Brotbackofen sehen, der zu den Festen im Herbst regelmäßig in Betrieb genommen wird. Eine letzte Station, bevor man wieder aus der Zeitmaschine aussteigen muss. Und Ilse Beck ihren Schlüsselbund wieder einsteckt.

### **Sonja Schäfer**

#### **Kontakt**

Touristinformation Deutsche Edelsteinstraße,  
Herrstein  
Brühlstr. 16  
55756 Herrstein  
Tel: 0 67 85-7 91 03  
Fax: 0 67 85-7 91 20  
info@edelsteinstrasse.de  
www.deutsche-edelsteinstrasse.de

#### **Führungen**

Gruppen können für alle Führungen Sondertermine buchen.

Führungen durch Herrstein von Mai bis Oktober jeden Donnerstag um 16.30 Uhr und jeden Samstag um 14.30 Uhr ab Uhrturm

#### **Kosten**

Erwachsene 2 EUR, Kinder 1 EUR  
keine Anmeldung erforderlich!

#### **Schinderhannes - Wanderung**

09.07., 23.07., 06.08., 20.08.2004, jeweils ab 18 Uhr

#### **Kosten**

Erwachsene 9 EUR, Kinder 8 EUR  
Fackelführung durch Herrstein 15.10., 22.10., 29.10.2004, jeweils um 19.30 Uhr

#### **Kosten**

Erwachsene 3 EUR, Kinder 2 EUR

#### **Märkte**

2. Wochenende im September:  
Handwerker- und Bauernmarkt  
1. Wochenende im November:  
Martinimarkt, jeweils Samstag und Sonntag

#### **Anfahrtsweg**

Auf der A 62 / B41 Richtung Idar-Oberstein, vor I-O in Rötweiler links abbiegen und über Hettenrodt, Herborn und Niederwörresbach nach Herrstein.

Es ist eine uralte Kulturgegend, die sich da zwischen Idar-Oberstein im Süden, Kempfeld und Schauern im Norden, Kirschweiler im Westen und Fischbach im Osten erstreckt. Wahrscheinlich haben bereits die Römer hier Edelsteine gefunden, eine zweitausend Jahre alte Gemme aus Achat im Trierer Landesmuseum zeugt davon.

Heutzutage werden hier keine Edelsteine mehr abgebaut. Und doch: Die Tradition ist lebendig, die Menschen der Region identi-

schroffen Berghängen und lieblichen Flusstälern. Wandern kann man hier, so recht nach Herzenslust.

Wer es bequemer mag, und wer die Geschichte dieser Gegend erkunden will, der sollte ausnahmsweise dem Auto den Vorzug geben – und Zeit mitbringen. Die Schätze dieser Gegend sind so zahlreich und so vielfältig, dass sie sich nicht alle an einem Tag konsumieren lassen. Vielleicht sollte man daher nach dem Motto verfahren: Weniger ist mehr.

## Steinreich und hochkarätig

8

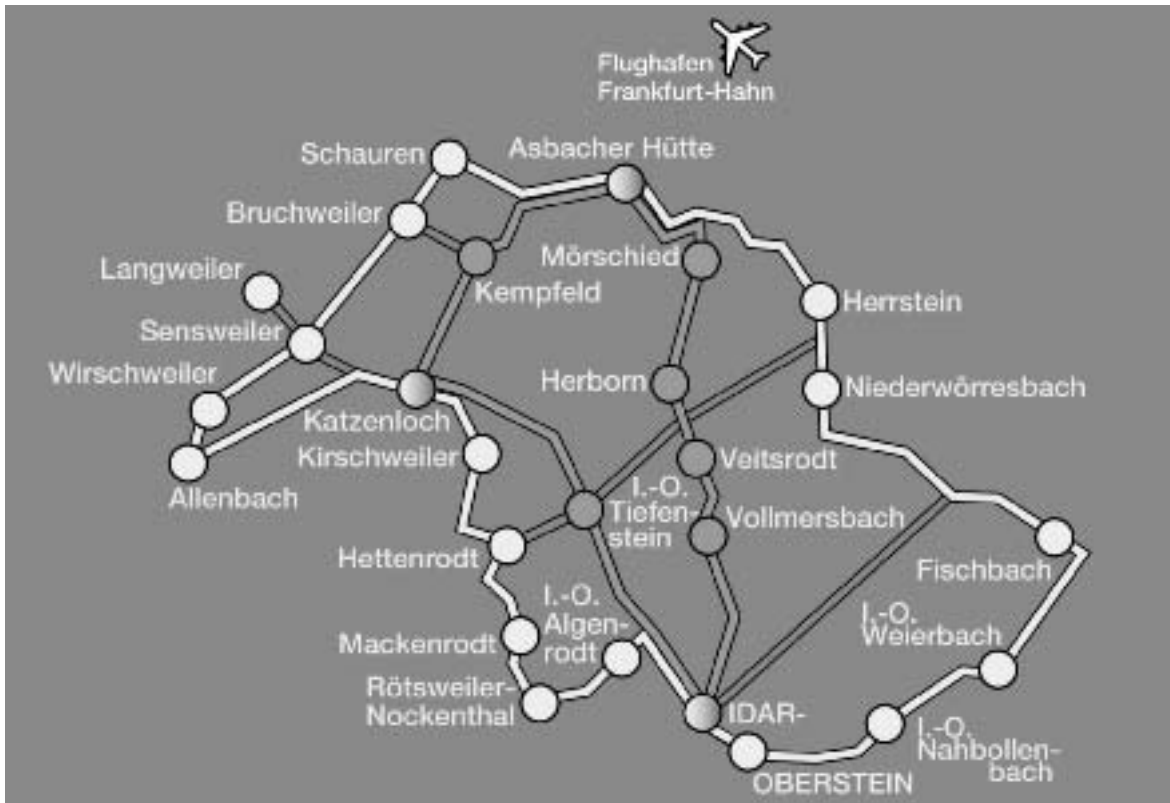
### Unterwegs auf der Deutschen Edelsteinstraße

zieren sich mir ihr. Da gibt es Fensterscheiben mit eingelassenen Achaten, die das einfallende Licht in allen möglichen Facetten leuchten lässt, da gibt es kleine Edelsteinbrunnen, die auf den Reichtum dieses Fleckens Erde hinweisen. Und es gibt eine beeindruckende Natur, mit Wäldern, so weit das Auge reicht, mit lichten Höhen und saftigen Wiesen, mit

48 Kilometer lang ist die Deutsche Edelsteinstraße – ein Rundkurs, der nicht allein die Geschichte der Edelsteinbearbeitung lebendig werden lässt, sondern auch noch zahlreiche andere Sehenswürdigkeiten zu bieten hat. Beispiele sind die noch vollständig erhaltene und funktionsfähige historische Getreidemühle Allenbach oder das mittelalterliche Kupfer-







bergwerk in Fischbach. Wer hier hineingeht, taucht ab in längst vergessene Zeiten.

Dunkel, kühl und feucht ist es im Berg – bei hochsommerlicher Hitze eine Wohltat. Der Durchgang lässt gerade Platz für eine Person – mit Sturzhelm auf dem Kopf und im Gänsemarsch folgen wir dem Stollen. Wie die Maden im Speck haben sich die Menschen früherer Jahrhunderte in den Berg gebohrt, um an das wertvolle Kupfererz heranzukommen. Das war beileibe keine leichte Arbeit, und fett und reich konnten die Arbeiter davon schon gar nicht werden. Bei manchem reichte der Jahreslohn zwar für die Grundnahrungsmittel, aber nicht einmal für die eigene Kuh. Aufrecht gehend bestaunen wir Heutigen das Werk, das die Bergleute vor mehr als fünfhundert Jahren geschaffen haben. Was dem ungeübten Auge wie eine natürliche Höhle erscheint, ist durch Menschenhand entstanden. Bis zu zwölf Stunden täglich bauten die Arbeiter bäuchlings liegend

die Erze ab, und das von Hand, mit einfachsten Werkzeugen. Ich möchte nicht wissen, wie sie sich nach Stunden der Plackerei gefühlt haben. Obwohl ich ahne, wie schwer die Arbeit im Halbdunkel unter Tage gewesen sein muss, erfreue ich mich auch der Schönheiten dieser Bergweitung. An manchen Stellen, so erklärt der Führer, ist sie bis zu dreißig Metern hoch. Das kärgliche Licht der Lampen ruft phantastische Effekte hervor. An den Wänden glitzert und glimmt es. Grüne und blaue Kupferausscheidungen, Kristalle und Kalksinterbelag wie Elfenbein kann man hier entdecken. Mir kommt die Geschichte vom Zwerg Mimolin in den Kopf, die mein Vater mir als Kind im dunklen Zimmer vor dem Schlafengehen erzählt hat...

Der Besuch der Kupferhütte unterhalb des Bergwerks vertreibt solche Gedanken. Laut und unermüdlich werden die dem Berg abgetrotzten Gesteinsbrocken zerstampft. Ein

Wasserrad bringt das so genannte Pochwerk in Schwung. Dann, beim Waschen, wird das schwerere Erz vom leichteren Gestein getrennt. Und wer hat diese Arbeit vor Jahrhunderten verrichtet? Nicht etwa schwere, muskulöse Männer. Nein, zierliche Kinder, darunter auch viele Mädchen.

Vorbei am mittelalterlichen Fachwerkstädtchen Herrstein (vgl. S. 28 „Der Schlüssel zur Geschichte“) geht es zum nördlichen Zipfel der Edelsteinstraße, zur Wohnsiedlung Asbacher Hütte. Hier ist Ernstotto Biehl schon in der vierten Generation Edelsteinschleifer. Seine Werkstatt gleicht einem überdimensionierten Perpetuum mobile von innen: Alles stampft und rattert und bewegt sich – aber natürlich nicht von selbst. Biehls historische Edelsteinschleiferei wird von einem Wasserrad betrieben, und diese Kraft überträgt sich auf die Räder und ledernen Treibriemen im Inneren. Angetrieben wird dadurch auch das Schleifrad von gut zwei Metern Durchmesser, mit dem die Achate und andere Edelsteine in Form gebracht werden. Wie seine Vorfahren liegt Ernstotto Biehl auf einem hölzernen Kippstuhl, stützt sich mit den Füßen ab, um mit beiden Händen den Stein bearbeiten zu können. Wieder eine Tätigkeit, die bäuchlings liegend verrichtet wird, früher ebenfalls bis zu zwölf Stunden am Tag. Das ist heute längst nicht mehr so, aber trotzdem arbeitet Biehl täglich in seiner Werkstatt, schließlich verdient er sich auf diese Weise einen nicht unwesentlichen Teil seines Lebensunterhalts.

Er sieht ein bisschen aus wie Fred Feuerstein, und wenn er da so jeden Arbeitsschritt zeigt und erklärt, vom Sägen des Steins bis zum Polieren, merkt man ihm den Stolz auf seine Tätigkeit an. Beim Schleifen mit dem großen Rad muss man vorsichtig sein, erläutert er mir, nicht nur, weil man sich verletzen kann. Ist der Druck zu groß, kann der Stein verbrennen –

wussten Sie das? Besonders stolz ist Ernstotto Biehl auf seine Kohledrahtlampen nach Thomas Alva Edison. Sie brennen schon jahrelang – mit dem selbst erzeugten Strom.

Entlang der Deutschen Edelsteinstraße werden mit den Menschen auch die Steine und ihre Geschichte lebendig. Ein Stein, so mag vielleicht manch einer denken, und ich habe es auch getan, bevor ich zur Edelsteinstraße kam, ein Stein ist tote Materie. Doch für die Menschen dieser Gegend sind die Edelsteine lebendig und ganz und gar nicht tot. Das merke ich immer wieder im Gespräch, und ganz besonders, als ich auf Martin Schupp treffe.

Er ist Edelsteinhändler von Beruf, und wenn er über Edelsteine spricht, fangen seine Augen an zu leuchten, Gestik und Mimik werden lebhaft. Er kennt die Gegend in- und auswendig, ihre Geschichte, die Menschen, die Beschaffenheit von Edelsteinen, und und und. In Kempfeld hat er einen Edelsteingarten ins Leben gerufen. Über hundert fußballgroße Edelstein-Rohlinge aus aller Welt können hier angeschaut und angefasst werden. Rot, lila, grün schimmert es da, und wer Genaueres wissen will, den informieren einerseits die Tafeln, die unterhalb der Steine angebracht sind, andererseits, nach vorheriger Verabredung, auch Martin Schupp höchstpersönlich. Und das ist wärmstens zu empfehlen, denn so sieht man im Kempfelder Edelsteingarten nicht einfach auf Pfähle aufgesteckte Steine, sondern lernt steinerne Individuen mit einer je eigenen Geschichte kennen. Nebenbei erfährt man auch etwas über die heilenden Kräfte einiger Exemplare – und welcher Stein welchem Sternzeichen zugeordnet ist.

Mit dem Halt in Kempfeld bei Martin Schupp bin ich von der eigentlichen Route abgewichen und auf den kleineren, 30 Kilometer langen Rundkurs im Inneren der Edelsteinstraße gekommen. Doch schnell finde ich wieder auf die

ursprüngliche Straße zurück, denn die Beschilderung mit einer braunen Tafel, auf der ein Edelsteinsymbol prangt, ist ausgezeichnet.

Letztes Ziel meines ersten Ausflugs auf der Edelsteinstraße ist der „Schleiferort“ Kirschweiler. In diesem winzigen Flecken reiht sich fast eine Edelsteinschleiferei an die andere. Bei fast allen kann man zuschauen oder im angrenzenden Laden Schmuck oder Mineralien erstehen. Meist sind es unspektakuläre Einfamilienhäuser. Mich führt ein Schild zum Schmuck- und Mineralien-Haus der Familie Thomas Hess.

Hier kann man schauen, schauen, schauen. Im Edelsteinmuseum sind außergewöhnliche Steininformationen aus aller Welt gesammelt, zum Beispiel riesige Amethyste aus Brasilien. Man kann aber auch dem Edelsteinschleifer bei seinem Handwerk über die Schulter linsen. Besonders spannend wird es, wenn er eine Druse öffnet. „Überraschungseier“ nennen sie hier diese handtellergroßen ovalen Steine, die entweder einen Achat oder einen Amethysten vermuten lassen. Und es ist in der Tat wie beim Öffnen der Schokoladeneier, wenn der Schleifer das harte Diamant-Rad ansetzt und den Stein aufschneidet. Niemand weiß vorher, welcher Schatz und welche Schönheit sich hinter dem schlichten Steinmantel verbergen. Und dann tut sich plötzlich eine funkelnde Kristallwelt auf.

Zuschauen kann man auch, wenn aus einem rohen Edelstein ein geschliffenes Kunstwerk wird – kann es am Ende sogar mit nach Hause nehmen. Der Gegensatz zur traditionellen Wasserschleiferei von Ernstotto Biehl ist groß, denn im Schmuck- und Mineralienhaus wird im Sitzen und mit modernen Maschinen geschliffen.

Was man aber trotz des zeitgemäßen Umgangs mit den Steinen bemerkt: Auch hier ist die Begeisterung der Menschen für ihre Arbeit, für

ihren Umgang mit Edelsteinen und für das außergewöhnliche Naturprodukt, das sie vollenden, sehr, sehr groß. Die tote Materie wird beim Besuch der Edelsteinstraße und vor allem im Gespräch mit den Menschen, die hier arbeiten und leben, greifbar und lebendig. Ein Tag reicht kaum aus, um alles in Ruhe aufzunehmen. Und neben den vier hier beschriebenen Sehenswürdigkeiten gibt es noch viele andere mehr. Da kann man unter fachkundiger Anleitung beispielsweise in Steinbrüchen und Bergwerken selbst Mineralien und Edelsteine suchen und schürfen, da gibt es Schleifkurse für Wissbegierige, und wer will, der kann sich in einem Goldschmiedekurs auch seinen Schmuck selbst herstellen. Das Schwierige dürfte nur sein, die Fülle der Angebote zu überblicken und – die richtige Wahl zu treffen.

## **Ricarda Wackers**

### **Kontakt**

Gemeinde Fischbach, Herrn Hahn,  
Wingertstr. 36, 55743 Fischbach  
Tel: 0 67 84/1 79 53

Betriebsleiter des Kupferbergwerkes  
Herr Münstermann, Tel: 0 67 84/23 04

Touristinformation bei der Verbandsgemeindeverwaltung Herrstein, Frau Huseus  
Brühlstr. 16, 55756 Herrstein, Tel: 0 67 85/7 91 03

Tourist-Information, Georg-Maus-Str. 2  
55743 Idar-Oberstein  
Tel: 0 67 81/6 44 21  
Fax: 0 67 81/6 44 25  
info-idar-oberstein@t-online.de  
www.idar-oberstein.de

### **Öffnungszeiten**

7 Tage in der Woche geöffnet

Kultur für Kids

---



Irgendwie erinnert einen die Anlage an eine Szene aus einem Märchen der Gebrüder Grimm: Es war einmal im tiefen Hochwald eine Nagelschmiede. Dort saß ein alter Schmied über glühender Kohle und schmiedete Nägel. Das Feuer wurde von einem Blasebalg angefacht. Der Blasebalg wurde mit einem Holzrad betrieben. In dem Holzrad lief ein Hund, damit dies nie zum Stillstand kam... Kein Märchen... sondern Geschichte. Allein im Dörfchen Sitzerath, das heute zur Ge-

meinde Nonnweiler gehört, gab es noch vor 100 Jahren ca. 15 solcher Nagelschmieden. Es waren Bauern, die diese Nagelschmieden betrieben. Eine Nebenerwerbsquelle. Die Arbeit: kein Zuckerschlecken. Eine typische Schmiede war in einem Anbau untergebracht. Kalt und zugig im Winter – verräuchert und heiß im Sommer. Auch Frauen und Kinder mussten mit anpacken. Denn das große Geld konnte man mit den Nägeln nicht verdienen. Rund 3000 Schuhnägel konnte ein geübter

## 9 Wenn der Hund mit dem Schmied...einen Nagel macht

### Die Nagelschmiede von Nonnweiler Sitzerath



Schmied am Tag produzieren. Der karge Lohn: Zwei Mark pro Tag. Denn die Großhändler, die den Nagelschmieden die Nägel abkauften, drückten die Preise. So mussten die Nagelschmiede die Dinge ihres täglichen Bedarfs bei den Großhändlern einkaufen. Wer das nicht tat, dem wurden die Nägel nicht mehr abgenommen, beziehungsweise der Großhändler zahlte noch schlechtere Preise. Begonnen wurde mit dem Nagelschmieden bereits kurz nach dem dreißigjährigen Krieg. Wallonen zogen in den Hochwald und brachten diese Technik aus dem heutigen Belgien mit. Noch heute findet man typisch belgische Namen in der Gegend um Nonnweiler – wie „Duprès“ oder „Dutemple“. Die Rohstoffe gab es vor Ort: Eisenerz und Holz für die Holzkohle, die man zum befeuern der Anlage brauchte. Mit den Nägeln wurden dann die Sohlen von beispielsweise einfachen Holzpanzern behauen. Das schützte vor Verschleiß. Albert Paulus kannte diese Schuhe noch. Das Klappern der Schuhe war damals auf den Dorfstraßen zu hören. Albert Paulus ist es auch, der die Schmiede heute betreibt. Freilich nicht zum Geldverdienen. Der Rentner war früher bei Saarstahl in Völklingen beschäftigt. Als Paulus in Rente ging, lernte er bei einem Schmied dieses traditionelle Handwerk. Heute schmiedet Paulus für interessierte Besucher, die einen Blick in die Vergangenheit werfen möchten, Nägel. Jeden dritten Sonntag im Monat „schmeißt“ er die Schau-Schmiede von Sitzerath an und schmiedet – zum Vergnügen von Jung und Alt – Nägel. Da riecht man die Glut, hört das Scheppern des Hammers und bekommt einen Schuhnagel als Souvenir mit nach Hause. Es ist – wie im Märchen. Nur der Hund muss heute nicht mehr im Laufrad hetzen- das besorgt alles die Technik. Doch Nagelstock, Ambos und Nageleisen die sind

noch Originale, auf denen der letzte Nagelschmied von Sitzerath im Jahr 1935 seine Nägel schmiedete.

Ansonsten ist es ein Ausflug in die Vergangenheit. Die Tradition zu bewahren und künftigen Generationen zu zeigen, das ist der Auftrag der mit diesem Bau der Nagelschmiede verbunden ist. Geschichte – ganz hautnah – wer das erleben will, dem ist ein Besuch der Nagelschmiede heiß zu empfehlen...

**Barbara Grech**

#### **Kontakt**

Kur- und Verkehrsamt Nonnweiler oder  
Ortsvorsteher von Sitzerath: Alfred Schmitt  
Tel. Verkehrsamt: 0 68 73/66 00  
Tel. Ortsvorsteher: 0 68 73/13 99

#### **Öffnungszeiten**

Jeden 3. Sonntag im Monat Präsentation  
für die Öffentlichkeit  
Ansonsten nach Vereinbarung mit Ortsvorsteher

#### **Eintrittspreise**

Nach Vereinbarung (nicht teuer)

#### **Anfahrtsweg**

Autobahn A 1 in Richtung Trier.  
Abfahrt Nonnweiler-Bierfeld.  
Dann durch Bierfeld in Richtung Weisskirchen.  
Nächste Ortschaft ist dann Sitzerath.  
Dort in die Dorf-Mitte.  
Bei der Sparkasse rechts ab.  
Den Berg hinauf. Buchenweg 11



10

## Von Spinnern, Bäckern und Webern

Im Keltendorf am Donnersberg legt jeder Hand an

Verflixt, wieder wollte die Fibel nicht schließen! Nun war sie schon mit dem Feinschmied des Dorfes verheiratet, aber ihre Fibern waren die schlichtesten... Was gab es doch für herrliche Verzierungen... Ja, diese wollte nicht mal funktionieren. Wie sollte sie denn aus dem Haus gehen, wenn sie ihre Tunika an den Schultern nicht zumachen konnte. Möge ihm der Himmel auf den Kopf fallen... Sie schlug sich die Hand auf den Mund. Nein, sie durfte sich nicht versündigen. Aber warte, sie würde es ihm trotzdem heimzahlen. Seine Hosen sollten auch nicht so reich verziert sein, wie die des Nachbarn. Vielleicht würde sie ihm aber auch den Dinkelbrei versalzen... Obwohl, dann wäre das Mahlen, harte Arbeit, die natürlich die Frauen tun mussten, umsonst gewesen. Gutemienes finstere Miene klärte sich auf, als sie an sich herunter sah. Sie vergaß ihren Grimm. Ihr Bruder, der Weber, hatte gute Arbeit geleistet. In geschmeidigen Falten umspielte das Gewand ihren muskulösen Körper und ein Blick in den Spiegel zeigte, wie sehr ihr der dunkle Orangeton schmeichelte. Aber vielleicht musste sie zu dieser Tunika doch an ihre Schminktöpfchen gehen, andere Farben wählen. Pah, was



diese hochnäsigen Römer sich einbildeten... Wie konnte es frivol sein, der natürlichen Schönheit ein wenig nachzuhelfen? Ihr Blick schweifte über das Land, ach es wäre ja doch schön, ein Mann zu sein. Nicht, weil sie so kampfeslustig war, nein, dort hinter die Berge würde auch sie wandern, wie die Wandergesellen und sich einüben in römische Schmiedekunst oder ....

So oder ähnlich könnte sich diese Träumerei zugetragen haben, damals in dem „oppidum“ auf dem Donnersberg zu Zeiten der Kelten. Und eingedenk ihrer Geschichte haben die Steinbacher am Fuße des Berges im Sommer 2003 mit dem Bau eines Keltendorfes begonnen. Es handelt sich nicht um eine Ausgrabung, sondern es ist der Nachbau einer Ansiedlung, unweit von Germersheim. Der museale Charakter ist allein schon deshalb nicht gegeben, weil die Besucher - ob groß, ob klein - selbst mit „Hand anlegen“ dürfen. Nicht nur Geschichte und Geschichten hören, sondern keltischen Alltag nachleben, Feuer machen, Spinnen, Weben, Dinkel mahlen, Brot backen. So, wie keltische Handwerker damals über die Alpen zogen, um andere Techniken zu erlernen, profitieren die Steinbacher bei der Errichtung der bislang sechs Gebäude davon, dass auch heute noch Wandergesellen und -gesellinnen durch die Lande ziehen.

Buntes Treiben herrschte damals auf der Baustelle, etwa dreißig von ihnen unterstützten die mit dem Projekt beauftragten Firmen, die natürlich überwiegend aus dem Donnersbergkreis stammen. Ein Projekt übrigens, das mit Unterstützung der EU, des Landes Rheinland-Pfalz und der Arbeitsverwaltung entstanden ist. Holzpfeiler- und Fachwerkkonstruktionen sind zu sehen, mit entsprechenden Zapfungen. Für die Dacheindeckungen wurden Holzschindel verwandt, befestigt mit traditionell gefertigten Holznägeln. Nicht ganz aber



weitgehend konnte auf Elektrowerkzeug verzichtet werden. Beim 11 Meter hohen Aussichtsturm eher weniger, schon allein aus Sicherheitsgründen. Müssen möchte man ihn nicht: Der Blick in die Ferne, wenn auch nicht bis zu den Alpen, ist von atemberaubender Schönheit an klaren Tagen.

Wer sich müd' gemacht hat beim Filzen, Kochen, Backen und Räuchern, der sollte vielleicht einkehren „beim“ Erwin im Kastanienhof ein paar Kilometer weiter und einen Keltenteller „schnabulieren“. Der ist sicherlich genauso wenig authentisch, wie Erwins Rauschebart. Schließlich waren die Kelten äußerst reinliche Leute gewesen und dazu gehörte auch eine Glattrasur. Deren Verwunderung über die Bärte der Römer löste letzten Endes





die erste Schlacht im Gallischen Krieg aus. Einer der Kelten griff voller Ver- oder auch Bewunderung einem der altherwürdigen Herren im Senat in die Gesichtswolle. Dessen ungehaltener Schlag auf die Hand des Unwürdigen entfesselte dann das erste Gemetzel.

**Silvia Hudalla**

### **Kontakt**

Donnersberg-Touristik- Verband  
Uhlandstr.2  
67292 Kirchheimbolanden  
Tel: 0 63 52 - 17 12  
touristik@donnersberg.de  
www.donnersberg-touristik.de

### **Öffnungszeiten**

Bis Oktober: Samstags 11 – 17 Uhr  
Sonn- und Feiertags 10 –17 Uhr  
Gruppen auf Anfrage auch unter der Woche

### **Eintrittspreise**

Erwachsene: 4 Euro Kinder 2 EUR  
Familienkarte (2 Erwachsene, 2 Kinder) 10 EUR  
Gruppen ab 20 Personen 3 EUR

### **Anfahrtsweg**

A6 Saarbrücken – Mannheim bis Kaiserslautern-Ost  
dann Richtung Alzey, Steinbach ist ausgeschildert

Wie bringt man zwei Kinder von vier und acht Jahren dazu, eine Fabrik zu besichtigen? Die eine Möglichkeit ist, es als Thema im Sachkundeunterricht fest zu setzen. Oder man korrumpiert sie.

50 verschiedene Schaumprodukte stellt die Firma Juchem in der Juchemstraße in Eppelborn her: Hauptsächlich Mohrenköpfe, pardon, Schokoküsse und Schaumküsse; außerdem Himbeerwaffeln, Vanillewaffeln, Waffelbrot, Schaumküsse mit einem Zipfel oben

Produktion hautnah miterleben kann, hat nicht mit den strengen Hygienevorschriften gerechnet. Trotzdem entgeht einem nichts. Durch eine riesige Glasscheibe liegt der Fertigungsprozess offen vor uns. Frauen mit weißen Häubchen und Latexhandschuhen winken unserer Vierjährigen zurück. Die Achtjährige lässt sich ein auf die Erklärungen von Rainer Rech, bei Juchem Ansprechpartner für Führungen.

Die Kleine erfreut sich am Anblick der zuckri-

## Fressen bis zum Abwinken

11

### Die Schaumkussproduktion in Eppelborn

drauf, genannt Törtchen. Und das in allen möglichen Geschmacksvariationen, zum Beispiel Erdbeer-, Rum-Rosinen-, oder Mokka mit Eierlikör. Und die darf man alle probieren! Wir klettern auf eine kleine Empore, oben gibt es Tische, Stühle, einen Fernseher und eine Mikrowelle. Wer geglaubt hat, dass er die

gen Pracht, die über die Förderbänder rollt. Ordentlich aufgestellt wie die Zinnsoldaten, mit einem Hütchen aus Mokkabohne, bewegen sich Kolonnen aus weißen Baiserbergen unaufhaltsam auf einer Maschine gewordenen Kindertraum zu: die Schokodusche. Rainer Rech erzählt, wie sensibel Schokoküsse





sind. Längstens sechs Wochen sind sie haltbar, und das ist auch der Grund, warum sie nicht weit exportiert werden können. Lange lagern kann man Schaumwaren auch nicht, deshalb ist jeder Schaumkuss, der vom Band läuft, bereits verkauft. 40.000 pro Stunde, wenn's drauf ankommt. Juchems größter Absatzmarkt sind die Zuckerbuden auf Jahrmärkten. Einen Teil der Produktion bietet die Firma zu einem günstigen Preis im Fabrikverkauf an. „Krieg ich jetzt endlich einen Mohrenkopf?“ Die Vierjährige hat genug vom Produktionsprozess gesehen. Einen Mohrenkopf wird sie hier niemals bekommen, sondern einen Schaumkuss. Das ist politisch korrekt. Natürlich dürfen Kinder Schaumküsse probieren, so viel sie wollen. Aber erst sollen sie erfahren, was sie da eigentlich essen. Die Achtjährige liegt mit ihrem Tipp („Sahne“) völlig daneben. Rasierschaum ist es auch nicht, der mit Schoko- oder Fettglasur überzogen wird, sondern eine Mischung aus Eischnee und Zucker

auf Waffel. Dass die Schaumkussproduktion Firma Juchem schon im Wissenschaftsmagazin „Galileo“ vorgestellt wurde, und dass bei „Was bin ich“ niemand auf den eigentlichen Beruf der Firmenchefin Andrea Juchem gekommen ist, ist für die Kinder bedeutungslos. Beiden ist vielmehr wieder eingefallen, dass sie eigentlich hier sind, um so viele Schaumküsse zu essen wie sie packen. Wie viele (politisch unkorrekte) Mohrenköpfe kann ein Kind eigentlich in sich hinein stopfen, bevor sich der Magen umdreht? Dreißig? Vierzig? Fünfzig? Die einzige Zahl, die Führungsprofi Rainer Rech bestätigen kann, ist 13.

Er stellt eine Kiste mit 16 verschiedenen Schaumküssen auf den Tisch und ist abgemeldet. Nach dem dritten versenkten Zuckerberg verlangsamt sich das Esstempo deutlich. Nach dem vierten ist Schluss.

Sabine Janowitz



### **Kontakt**

Rainer Rech  
Franz Juchem GmbH & Co KG  
Juchem Straße 1  
66571 Eppelborn  
Tel: 0 68 81/80 02 84  
rainerrech@juchem.de  
www.juchem.de

### **Öffnungszeiten**

Mo.-Fr. Nach Vereinbarung  
Produziert wird auf Bestellung und bei angemessenen Temperaturen. Werksbesichtigungen sind immer möglich, auch wenn die Bänder stillstehen; spannender ist es natürlich, wenn mehr als nur ein Fernsehfilm gezeigt werden kann. Gruppen ab 15 Personen können eine Führung buchen, Familien oder Einzelpersonen erhalten von Rainer Rech einen Terminvorschlag und können sich einer Gruppe anschließen.

### **Eintrittspreise**

Führung gratis, aber sagen Sie nicht, wir hätten den Laden nicht erwähnt!!!

### **Anfahrtsweg**

Immer den Kinderaugen nach (die erspähen den ersten großen Pappschokokuss schon oberhalb der Autobahn kurz vor Eppelborn, den nächsten im Ort) A 1, Ausfahrt Eppelborn, im Ortszentrum an der Ampel rechts abbiegen; hinter der Bahn links in die Juchemstraße. Treffpunkt am Fabrikverkauf, der gegen Ende der Straße auf der linken Seite liegt.



Schmale Gleise winden sich durch Weinberge und wild bewachsene Hügel. Wie im Spielzeugland mutet die kleine Bahnstrecke an, und wer sich den Zug vorstellt, der bestimmt gleich um die Ecke biegt, der erwartet vielleicht eher eine Modelleisenbahn als einen richtigen großen Zug, wie wir ihn von unseren bisherigen Reisen gewohnt sind.

Und tatsächlich: Die Lok, die sich ihren Weg durch das Gelände der ehemaligen Formsandgrube sucht, sieht aus wie eine etwas zu groß

12

## Mit Dampf und Diesel durchs Grubengelände



### Das Feldbahnmuseum in Guldental

geratene Spielzeugbahn. Sie ist eines der 41 Schmuckstücke, die im Feldbahnmuseum zu bewundern sind und regelmäßig zu Fahrten einladen.

Wer sich für Loks interessiert und sie aus allernächster Nähe in Augenschein nehmen will, der ist hier genau richtig. In einer großen Halle können die Museumsbesucher vierzig Dieselloks und außerdem sogar eine Dampflok bestaunen, die sich voneinander nicht nur in Farbe und Größe, sondern auch im Baujahr, den Motoren und der Herkunft unterscheiden. Nur eines haben alle gemeinsam: Es sind Feldbahnen, das heißt, sie wurden gebaut, um Loren voller Steine oder Sand von Gruben zum nächstgelegenen Anschluss der Bundesbahn zu fahren.



Doch es ist schon eine ganze Weile her, dass in Guldental zum letzten Mal eine Feldbahn zu diesem Zweck gefahren ist. Seit 1757 wurde hier in der von der Familie Faust betriebenen Grube Formsand abgebaut, der dann in Gießereien weiterverarbeitet wurde. Anfangs konnte der Sand nur zu Hütten in der nächsten Umgebung gefahren werden, doch mit dem Bau der Hunsrückbahn als Teil des gesamtdeutschen Bahnnetzes konnte der Gul-

dentaler Formsand in viele weitere Regionen geliefert werden. Dazu allerdings war die Hilfe der Feldbahn nötig, die seit 1923 das Material aus dem Tagebau zur Hunsrückbahn transportierte. Als nach dem 2. Weltkrieg Quarzsand und Ton den Formsand auf den Märkten verdrängten, konnte die familienbetriebene Grube in Guldental nicht mehr mithalten und musste geschlossen werden. Mit ihr verschwanden auch die Feldbahnen, sie wurden verkauft.

Wie kommt es also, dass heute über vierzig solcher Bahnen auf dem ehemaligen Grubengelände im Museum stehen? Die beiden Söhne der Familie Faust errichteten zunächst einmal dort, wo vorher Sand abgebaut wurde, einen Campingplatz. Doch ihr Herz hing nach wie vor an den Bahnen, die sie früher in der Epoche des Sandabbaus selber gefahren

hatten. Mit der Zeit kauften sie von den verschiedensten Herstellern in Deutschland und im Ausland eine beträchtliche Sammlung von alten Loks zusammen, und diese sind nun auf ihrem Gelände ausgestellt.

Bahnliebhaber, Familien und sonstige Gruppen kommen aus der ganzen Region, um die bunten Loks zu bewundern. Und wenn jeweils am ersten Sonntag im Monat die Wagons vom Abstellgleis geholt und hinter die Loks gekuppelt werden, dann geht es für Groß und Klein los auf die 1,5 km lange Bahnstrecke, hindurch durch einen kleinen Wald, vorbei an Weinbergen und dem ehemaligen Tagebau der Formsandgrube, vorbei auch an einem alten Steinbruch, wo Loren von Baggern beladen werden, und auf der gesamten Strecke kann man den Ausblick über das wunderschöne Guldental genießen.





Wer danach noch nicht genug gesehen hat, den lädt die Umgebung zu Spaziergängen ein, und im Ort Guldental selbst möchte manch einer vielleicht gerne den Tag bei einem Glas Wein ausklingen lassen. Im Wein- und Winzerort Guldental sieht er sich da vor die Qual der Wahl gestellt.

**Henrike Schilly**

#### **Kontakt**

Gerhard Faust  
Friedhofstraße 3  
55452 Guldental  
Tel: 0 67 07/6 92

#### **Öffnungszeiten**

Museum: Nach Vereinbarung  
Fahrbetrieb: Bis Oktober jeden 1. Sonntag im Monat  
10-18 Uhr

#### **Eintrittspreise**

Erwachsene 3 EUR  
Kinder bis 14 Jahren 1,50 EUR  
(Museum und Fahrt)

#### **Anfahrtsweg**

A 61 Ausfahrt Waldlaubersheim (Nr. 47), Schildern nach Guldental folgen, hinter Ort Guldental rechts abbiegen zu Campingplatz/Feldbahnmuseum (Schild beachten)

Das etwas andere Museum

---





Ganz zu Anfang erntete er nur Spott. Der aber legte sich bald. Der „Deux Chevaux“ wurde erst eine automobiler Erfolgsgeschichte und dann Kult. Inzwischen hat das Minimalvehikel mit dem Kürzel „2 CV“ gar seinen Platz im Olymp der unsterblichen Automobile gefunden. Dorthin gebracht haben ihn Emotionen, und noch einmal Emotionen. Der „2 CV“ war Wegbegleiter von Generationen, Teil und Ausdruck ihres Lebensgefühls und -glücks. 1990 aber war Schluss mit der

dem Col du Donon und Schirmeck gelegen. Es ist das einzige 2 CV-Museum überhaupt in Frankreich, das da im engen Tal in einem ehemaligen Fabrikgebäude untergebracht ist. Im oberen Stockwerk und unterm Dach fügen sich unzählige Ersatzteile zu einem geordneten Chaos zusammen. Unten im Erdgeschoss erschließt sich im Dämmerlicht das eigentliche Paradies für die „Enten“, wie die Autos in Deutschland liebevoll genannt wurden. An die 70 Fahrzeuge füllen die große

13

## Rohe Eier auf schlechten Wegen

### „Le Musée de la 2CV“



Produktion des legendären Kleinwagens von Citroën. Noch vor dem Produktionsende, das manch' einem 2CV-Enthusiasten schier das Herz brach, hatten einige elsässische 2CV-Liebhaber eine Idee. Aus dieser Idee wurde der „Alsace club 2CV“ und dann das private 2 CV-Museum im Vogesen-Fleckchen Grandfontaine, etwa auf halbem Wege zwischen

Halle und einen Nebenraum. Gleich linkerhand steht ein Typ A, so wie zwischen 1949 und 1954 gebaut, die Wellblechkarosserie im Einheitsgrau der ersten Generation, der luftgekühlte Zwei-Zylinder Boxer Motor mit einem Hubraum von 375 ccm. Die von ihm zu den vorne liegenden Antriebsrädern geschickte Leistung: 9 PS. Das reichte für eine Spitzengeschwindigkeit von 60 km/h.

Das genau hatte Citroën-Generaldirektor Pierre Boulanger 1936(!) von seinen Konstrukteuren verlangt: den Bau eines 60 Stunden-Kilometer schnellen Kraftwagens, der zwei Personen, einen Korb und einen Sack Kartoffeln transportieren

konnte. Ein geringer Benzinverbrauch sollte auch sein und eine lichte Höhe, die dem Fahrer das Einsteigen ohne Absetzen des Hutes ermöglichte. Nicht zu vergessen: Monsieur Boulanger wollte zudem eine Federung für das Wägelchen, die den schadlosen Transport von rohen Eiern selbst auf schlechtesten Wegstrecke zuließ.

1939 war eine Vorserie von rund 250 Stück gefertigt. Dann kam der Krieg, und die geniale 2 CV-Entwicklung wurde den Deutschen patriotisch vorenthalten.

Im Oktober 1948 war dann endlich Premiere auf dem Automobilsalon in Paris. Die Ehrengäste erstarrten ob des Anblicks, der Präsident der Republik immerhin wahrte die Contenance. Wenig später konnte sich Citroen vor Bestellungen kaum retten, hatte noch nicht einmal die Produktionsanlagen und - bei Zuteilung auf Antrag - Wartezeiten von bis zu sechs Jahren.

Die Ente wurde in der Tat der wichtigste Beitrag Frankreichs zur Massenmotorisierung

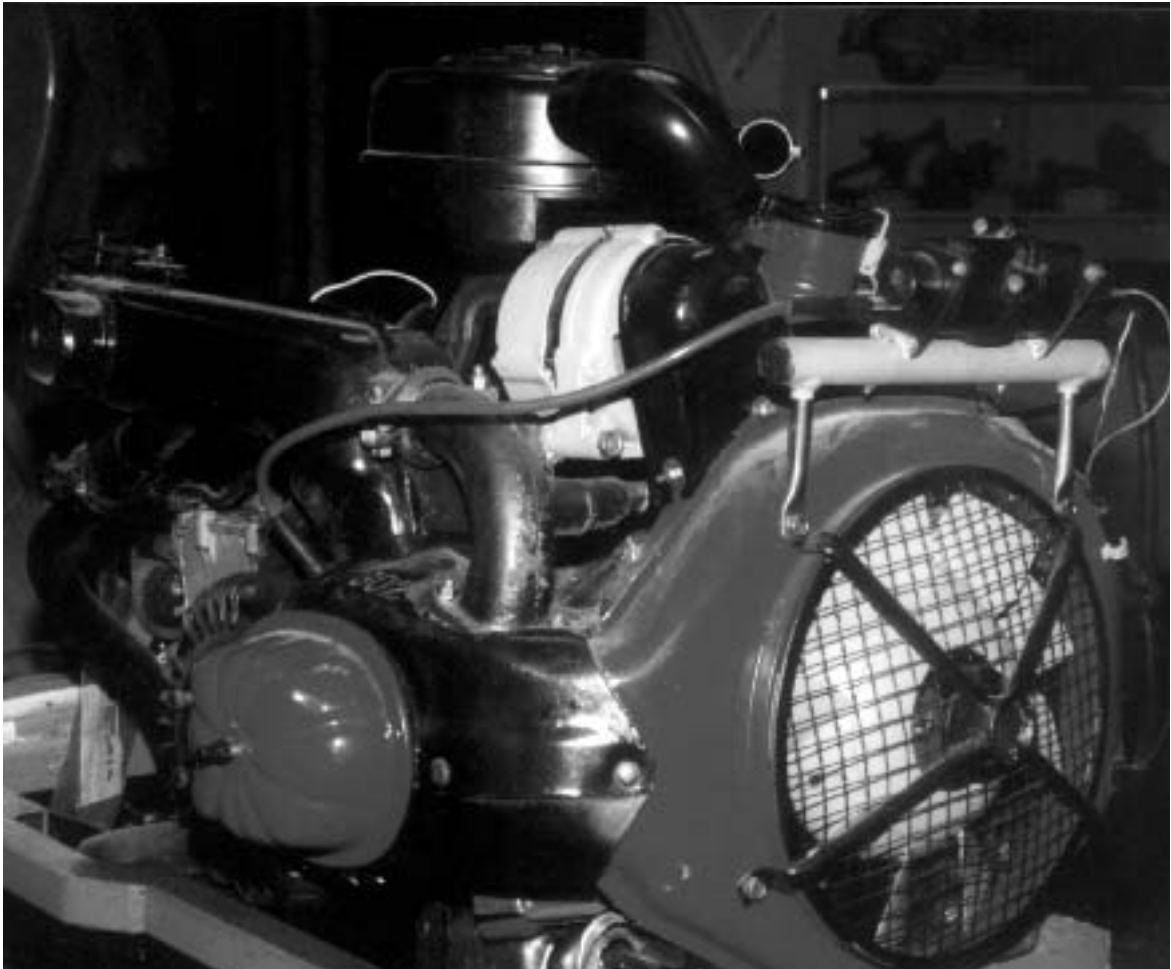
Klappfenstern, den schießschartenartigen Front- und Heckscheiben.

Zwangsläufig andächtig und gleichzeitig von wehmütiger Nostalgie erfasst, schlendern heute inzwischen leicht ergraute Zeitgenossen zwischen den 2CV-Reihen hindurch. Da sind auch die vom Staub bedeckten Jahrgänge aus den Zeiten der Studentenrevolte. Der „Döschwo“ seinerzeit auch ein automobiles Manifest gegen das Establishment, das Opel Rekord fuhr oder auch den Fließheck-VW.



der Nachkriegszeit in Europa. Eigentlich müsste daher der Typ A im Museum von Grandfontaine heraus gehoben auf einem Podest stehen. Andererseits war der 2 CV immer auch Blech gewordene Bescheidenheit, verbarg er seine wahre Größe gerne unter dem Stoffrolldach irgendwo zwischen den Stahlrohrgestellen der Sitze, den seitlichen

Als dann das stürmische Jahr 1968 mit allen Nachbeben vorbei war, kam der Aufkleber „Atomkraft – Nein Danke“ hinten ans Heck. Die Freundin auf dem Beifahrersitz ließ sich mit der schnellen Revolverschaltung und den autobahngemäßen 110 km/h (bergab, mit Rückenwind) beeindrucken. Die weiche Federung tat ihr übriges.



In Grandfontaine dokumentieren die aufgereihten 2CVs den rasanten Fortschritt in über 40 Jahren Serienfertigung. Das hässliche Entchen bekam irgendwann ein glatteres Blechkleid und legte die graue Farbe ab, wurde beige, rot oder blau. Dann war da die Sonderlackierung der „Charleston“- Ausführung oder auch der „Dolly“ mit schwarz abgesetzten Kotflügeln. Als die James Bond Filme die Kinosäle füllten, lieferte Citroen eine Ente mit den Ziffern 007 auf der Haube und aufgespritzten Einschusslöchern.

Unter der Haube tat sich sogar noch mehr: Der Hubraum steigerte sich zunächst auf 425 ccm und erreichte zuletzt 602 ccm.

Beeindruckend war gleichzeitig die Leistungssteigerung: 1954 der Sprung auf 12 PS, nach-

folgend auf 16,25 und schließlich auf 29 PS. Trotz allem blieb bis zum Schluss jede Steigung eine mit vorausschauendem Schwung zunehmende Herausforderung. Ein ehemaliger saarländischer Ministerpräsident, der nachfolgend auch Bundesverkehrsminister war, stellt sich mit seiner roten Ente auch noch heute tagtäglich dieser Herausforderung.

Natürlich fehlen im Museum von Grandfontaine auch nicht einige 2CV AZU- Modelle, die einst im ländlichen Frankreich bevorzugten Kombi-Ausführungen. Die Post hatte ebenfalls solche Lastesel und zwar mit einer seitlich angebrachten Halterung für das Dienstfahrrad des Briefträgers.

Alle möglichen Spiel- und Abarten sind im Museum zusätzlich zu sehen, darunter der wie

ein Jeep offene 2CV-Mehari, dessen Kunststoff-Karosserie leider nicht UV-beständig war und deshalb mit der Zeit zerbröselte. Den Mehari, so erfährt man anhand eines Exponates, gab es auch mal auf Raupen für unwegsames Gelände und den 2CV völlig umgebaut als Kleinlaster für die Armee. Der Ami 6 mit seinem einwärts geneigten Heckfenster ist selbstverständlich auch vertreten. Und ein schickes Sport-Coupé zieht die Blicke auf sich – es sieht überhaupt nicht aus wie ein CV und trägt den Namen UMAP.

Was nicht da ist, zum Leidwesen der 2CV-Experten, das ist die Sahara-Ausführung mit zwei Boxermotörchen und Vierradantrieb. Eine Art „Blaue Maritius“ unter den Enten. Dafür besitzt der „Alsace club 2CV“ eine noch seltenere „Citronetta“, einen in Südamerika gefertigten Kombi, von dem weltweit nur noch zwei Exemplare existieren. Citroen hat schon viel Geld dafür geboten, aber die Elsässer behalten das gute Stück – allerdings nicht im Museum, sondern aus Angst vor „Kidnappern“ irgendwo versteckt.

Die Informationen und Geschichten zu den 2CVs im Museum liefern anwesende Club-Mitglieder. Wenn sie echtes Interesse wittern, dann kann es dauern mit dem Rundgang. Aber die Zeit sollte sich jeder nehmen, der es „mal mit einer Ente hatte“ oder solches noch vor hat – von wegen Emotionen.

**Gabor Filipp**

### **Kontakt**

Alsace club 2CV

10 rue des noyers, F-67120 WOLXHEIM

Tel: 0033 – 388 386 476

### **Öffnungszeiten**

Jeden Samstag zwischen 14.00 und 17.00 Uhr  
Das Museum ist in GRANDFONTAINE !!! (in der Nähe von SCHIRMECK). Ein Umzug des Museums an einen anderen Standort ist irgendwann vor 2007 wahrscheinlich. Die Kontakttelefonnummer bleibt.

### **Eintrittspreise**

Der Eintritt ist frei, kleine freiwillige Spenden für den Unterhalt des privaten Museums sind aber willkommen. Sparschwein im Eingangsbereich.

### **Anfahrtsweg**

Ab Saarbrücken über Güdingen durchs obere Saartal entweder auf der B51 oder die N61 nach Saargemünd, von dort aus weiter auf der N61 über Hambach und Sarralbe nach Sarre-Union. Vor dem Ortsausgang Sarre-Union rechts abbiegen auf die D8, die nach einigen Kilometern zur D43 wird und über Fénétrange nach Sarrebourg führt..

Ab Sarrebourg die D44 über Nitting und Abreschviller zum Col du Donon befahren. Kurz vor dem Pass ändert sich die Nummerierung der Landstrasse. Einfach geradeaus weiter fahren bis nach dem Pass linkerhand die D392 in Richtung Schirmeck abzweigt. Diese Route nehmen. Nach wenigen Kilometern taucht bei Grandfontaine rechts neben der Strasse das kaum beschilderte 2CV-Museum auf.

Die beschriebene Strecke ist landschaftlich am reizvollsten und etwa 140 Kilometer lang. Schneller geht es ab Saargemünd-Hambach über die Autobahn bis Saverne, von dort aus auf der N4 über Marmoutier bis auf Höhe Marlenheim und ab da auf der D422 bis Molsheim. Dahinter leitet die D392 nach Schirmeck und weiter nach Grandfontaine.

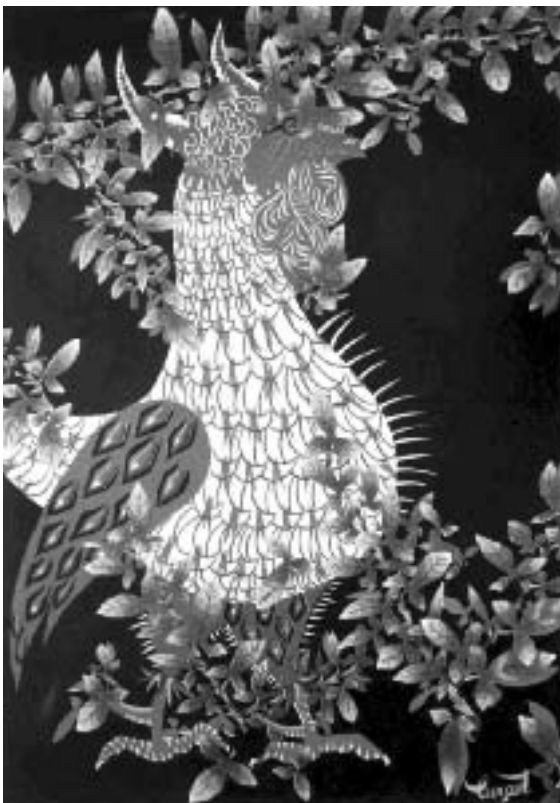


14

## „Kardinalsunverschämtheit sei der Dorfgockel“

### Tapisserien und mehr im Jean-Lurçat-Museum in Eppelborn

Eppelborn. Die ehemalige so genannte „Mädchen-Berufsschule“. In den pruden 50ern lernten kichernde so genannte Backfische hier, ihren Ehegatten tadellos den Haushalt zu führen. Das war die große Zeit von Jean Lurçat.



Jean Lurçat? Müssen Sie nicht kennen. 1965 hatte er seine letzte große Ausstellung in Saarbrücken. Lurçat, der aus der Nähe von Gardmer in den Vogesen stammte, war in Deutschland in Vergessenheit geraten, bevor Pfarrer Matthias Marx ihn wieder entdeckte. Der verbrachte mit seinem Kollegen Paul Ludwig 1992 in Angers in Frankreich seinen Urlaub, als der Ort den 100. Geburtstag von Jean Lurçat mit einer großen Ausstellung feierte. Das farbenfrohe Werk faszinierte die beiden und mit ihnen half Eppelborn. Der Rest Deutschlands hatte davon nichts mitbekommen. So kam es, dass mancher Saarländer sich einen echten Lurçat in sein Reihenhauswohnzimmer hängen konnte. Die beiden Pfarrer wurden zu Forschern. 1998 starb Paul Ludwig überraschend. Sein Vermögen wandelte Erbe Matthias Marx in Lurçat-Werke um. Er glaubt, dass er dem Willen seines Freundes nicht besser hätte entsprechen zu können. So kam Eppelborn zu seinem Kunstmuseum. Marx ließ auf dem Weltmarkt einkaufen, was erschwinglich war. Nicht die ganz großen Formate, aber dennoch einen beachtlichen Bestand. Über 300 Gemälde, Gouachen, Keramiken und Wandteppiche, die zum bedeu-

tendsten gehören, das Jean Lurçat geschaffen hat.

Nur ein Teil dieser Werke ist im Museum auch wirklich ausgestellt. Die Exponate wechseln aber alle paar Monate. Am Eingang eine aktuelle Liste; dann geht es los, zunächst mit dem Maler Lurçat. Harlequine hat er gemalt, aber vor allem apokalyptische Landschaften: Schablonenartige Gestalten wirken verloren inmitten düsterer Farben. Es ist die Zeit der Surrealisten und der Weltkriege. Lurçat war Kriegsteilnehmer im Ersten, Mitglied der Résistance im Zweiten. Die Nazis ermordeten seinen einzigen Sohn, seine Frau bekam darüber Lungenkrebs und starb. Düsterei liegt in diesem Werk, aber nicht nur. Originalität und expressive Farbigkeit fallen auf. Seltsame Wesen bevölkern knallbunte Bodenvasen, das Dekor einer Schale erinnert an Matisse, ein Krug an Miró. Mit ersterem war er befreundet; und das Keramikhandwerk erlernte Lurçat bei Perpignan ganz in der Nähe von Mirós katalanischer Heimat. Er muss voll verrückter Ideen gesteckt haben. In Eppelborn sind neben „normalen“ Gefäßen – zum Zeitpunkt der Besichtigung - Krüge mit zwei Ausgüssen und vier Griffen zu sehen. Der gallische Hahn war eines seiner Lieblingsmotive, er malte ihn, ließ ihn auf Wandteppiche knüpfen und bedichtete ihn:

Heller Mittagshahn

Trompete des Sonnengottes

Hahn der goldenen Stimmgabel

Die Hoden um den Hals gehängt

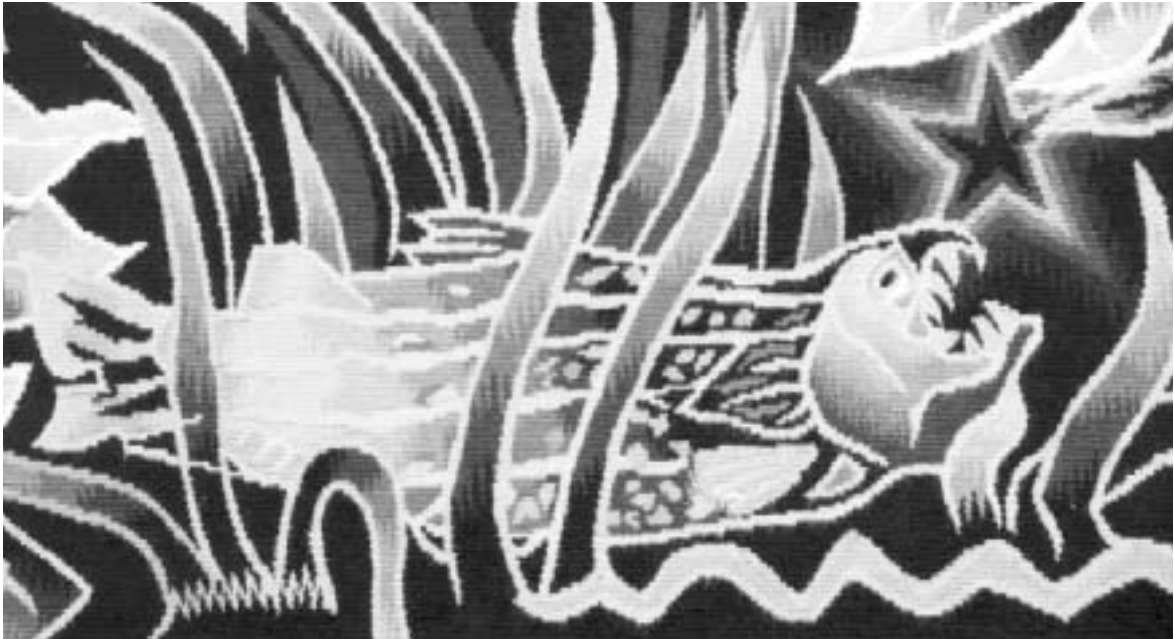
Kardinalsunverschämtheit

Sei der Dorfgockel.

Nun ja. Als Modernisierer der Tapissierkunst ist Lurçat jedenfalls in die Geschichte eingegangen, zumindest in die Frankreichs. Schon früh faszinierte ihn diese Kunstform. Überall auf der Welt wurden nach seinen Entwürfen Wandbilder „gewirkt“, wie die Tech-



nik korrekt heißt. Seine ersten Wandteppiche waren geknüpft Gemälde; später entwickelte er dafür eine eigene Form: Statt räumlicher Tiefe scheint es nun so, als läge das Motiv auf dem Hintergrund auf. Sonnen, Sterne, Flora und Fauna – Lurçat variierte seine Themen je nach Laune und Auftrag. Banken, Ministerien, Regierungen, Industrieunternehmen und sogar ein Kölner Karnevalsverein beauftragten Lurçat, ihre Wände zu bestücken. 60 Quadratmeter im Kölner Gürzenich - mittlerweile ist das gute Stück dort eingerollt. Wenn man weiß, dass die Herstellung nur eines Quadratmeters einen ganzen Monat dauert, lässt sich ermessen, wie viele Menschen mit dem Wirken beschäftigt gewesen sein müssen. Lurçat lieferte den „Karton“, einen Entwurf in Originalgröße. Anfangs malte er das Bild, später nur noch die Konturen und Zahlen hinein. Das war für die Wirker einfacher und sie wussten genau, welche Farbe Lurçat an welchem Ort sehen wollte.



All diese Dinge erfährt man leider nicht, wenn man allein durch das Museum geht; und auch wer Blut leckt und sich anschließend über Lurçat informieren möchte, findet nur schwer Literatur. Allein Pfarrer Marx hat französische Aufsätze und Kataloge ausgegraben, erforscht und übersetzt, und weiß die Geschichte Lurçats und seiner Werke zu berichten. Marx will seine Begeisterung über die Grenzen des Saarlandes hinaus tragen, eine Ausstellung in Berlin hat er im Visier. Der Pfarrer-Museumsdirektor hat Verständnis, dass Lurçats bisweilen kitschige Farbenseeligkeit nicht jedermanns Geschmack ist. Aber seine Sympathie und Faszination für diesen Mann sind nachvollziehbar. Am Ende wünscht man sich, man könnte mehr über Jean Lurçat erfahren. Doch zumindest einen Anfang kann jeder machen. Ausgerechnet in Eppelborn.

**Sabine Janowitz**

#### **Kontakt**

Pfarrer und Stifter Matthias Marx  
Ehemalige Mädchen-Berufsschule  
Auf der Hohl  
66571 Eppelborn  
Tel: 0 68 81/89 78 88 während der Öffnungszeiten;  
sonst 06 88/1 71 24 oder 96 91 75,  
nach Matthias Marx fragen  
[www.jean-lurcat.de](http://www.jean-lurcat.de) (allerdings nicht aktuell)

#### **Öffnungszeiten**

Mi, Fr, So 14.30 – 18 Uhr  
Führungen nach Absprache

#### **Eintrittspreise**

Erwachsene 2,50 EUR  
Gruppen ab 10 Pers. 2 EUR  
Kinder frei

#### **Anfahrtsweg**

A1 bis Eppelborn, im Ort hinter der Kirche links den braunen Schildern (erst „Museen“, später „Lurçat –Museum“) folgen.

War das früher aufregend! Rückfahrt aus dem Urlaub im Süden, wir nähern uns der Grenze. Strategie überlegen. Was sagen wir, wenn der Zöllner die klassische Frage stellt: „Haben Sie etwas zu verzollen?“ Kopf schütteln oder doch wenigstens eine Kiste Wein angeben, weil der sowieso nicht glaubt, dass man kein Mitbringsel gekauft hat. Leichte Panik, wenn sich der Pass nicht sofort findet. Bloß nicht auffallen. Schritttempo. Stopp. Scheibe runter. Zöllner zählt Pässe und

vergleicht das Ergebnis mit dem Inhalt unseres Wagens. Misstrauischer Blick. Freundlich zurück lächeln. Wir wollen nach Hause und uns nicht vorher für den Inhalt des Kofferraums rechtfertigen. Der Zöllner winkt uns durch. Erleichterung.

Gott sei Dank gibt es mitten in Europa die Schweiz, sonst wären solche Erlebnisse nur noch Geschichte. Nach Luxemburg fährt es sich auf der Autobahn mittlerweile ganz grenzenlos. Nicht mal mehr Stau in Remich, in ei-

## Tod durch Grenzschranke...

15

...und andere Berufsrisiken aus dem Zollmuseum in Esch-sur-Alzette







Photo: Kollfotografie 1984 - Collection 378

nem Rutsch kann man von Saarbrücken bis Esch durchrauschen. Die Grenze? Nicht mal mehr eine Ahnung. Irgendwo steht wohl ein Luxemburg-Schild, blau mit zwölf gelben Sternen. Werden die jetzt eigentlich alle ersetzt durch Schilder mit 25 Sternen? Nein, wie mittlerweile bekannt wurde.

Höchste Zeit, an alte Grenzzeiten zu erinnern, findet Jean-Pierre Reuter. Seit 1977 versieht er seinen Dienst als Zollbeamter und hat durchaus darunter gelitten, bei den Einreisenden negative Gefühle auszulösen. 1993, als die EU-Binnengrenzen sich öffneten und der Flughafen Findel plötzlich die einzige Außengrenze Luxemburgs war, mussten die über 400 Zollbeamten praktisch „umschulen“. Heute springt eine Spezialeinheit des Zolls ein, wenn Hooligans im Fußballstadion erwartet werden. Zöllner kontrollieren die Sanitäreinrichtungen bei Wiesenfesten, oder ob am Bau illegale Ausländer beschäftigt werden. Mit den klassi-

schen Zollaufgaben hat das nicht mehr viel zu tun. Jean-Pierre Reuter überzeugte seine Chefs deshalb, dass die Erinnerung an rund 200 Jahre luxemburgische Zollgeschichte ab sofort gepflegt werden müsse. Anfangs durfte er nur rund vier Stunden seines Dienstes pro Monat für's Sammeln verwenden; heute ist er hauptberuflich Kurator, Archivar und Museumschef. Elf Jahre lang reiste Reuter durchs Land, überredete alte Zöllner, sich von ihren Erinnerungsstücken zu trennen. Heute kann er zwei Jahrhunderte nahezu lückenlos dokumentieren und hat ein Museum geschaffen. Ein Provisorium, noch: ein Raum in einem gesichtslosen postmodernen Zollgebäude in Esch, gleich an der Bahnlinie. Die Größe der Sammlung sieht man ihm nicht an. Jean-Pierre Reuter hat der Versuchung widerstanden, Uniformen, Rangabzeichen, Képis und Mützen vollständig auf engstem Raum auszustellen - obwohl er es könnte! Statt dessen hat

er sorgfältig ausgewählt. Aus jedem Jahrzehnt zeigt Reuter ein Foto: zu Beginn des 20. Jahrhunderts ehrwürdig dreinblickende Männer, die mit ihren Uniformen und Schnauzern wie geklont aussehen, so dass ihre eigenen Nachfahren nicht mehr sagen können, wer wer ist. Reuter hat sie gefragt. Auf einem anderen Bild ist eine Gruppe Zöllner mit einer Kuhherde beschäftigt, eine Besonderheit an der luxemburgisch-saarländischen Grenze. Nach einer Grenzverschiebung befand sich das Weideland einiger luxemburgischer Bauern auf der deutschen Seite; Zöllner mussten jeden Morgen die „ausreisenden“ Tiere beschreiben, etwa so: männlich, blumenförmige Blesse auf der Stirn, Hornabstand 13 Zentimeter. Und abends mussten sie kontrollieren, ob dieselben Tiere wieder „einreisten“.



Die Hauptarbeit der luxemburgischen Zöllner war jedoch die Schmugglerjagd, denn Steuern waren in Luxemburg immer schon niedrig. Seltsame Ausdrücke stammen aus der Zeit, als die Beamten ihr Feldbett in der Landschaft aufbauten, um stundenlange Wartezeiten etwas bequemer überbrücken zu können. Heute noch begrüßen sich die Älteren mit „Wo liegst du“, erzählt Reuter. Rauchen war erlaubt, allerdings nur Pfeife, Zigaretten waren verboten, weil die Glut die Zöllner hätte verraten können. Jean-Pierre Reuter hat seiner Zöllner-Puppe im Museum deshalb originalgetreu eine Pfeife in den Mund gesteckt. Je nach Schmuggelware und -methode brauchte der Zöllner unterschiedliche Ausrüstung. Eine speziell präparierte Stange ist zu sehen, mit der er im Heu versteckte Kaffeebohnen heraus fischen konnte. Mit einer Art Spinnrad wurde die Lauflänge von Wolle auf einer Spindel bestimmt um so die Höhe der Steuer festlegen zu können; die wurde pro Meter gezahlt. Reuter hat ein vollständig erhaltenes Exemplar aus Frankreich ergattert. Rechenmaschinen waren immer dabei, um zum Beispiel die Steuer auf Teppiche zu ermitteln. Auf einer kleinen Fläche wurden die geknüpften Knoten gezählt und dann auf die Quadratmeterzahl des Teppichs hoch gerechnet. Dass Reuter viele Ausstellungsstücke aus Belgien zeigen kann, ist historisch begründet: Lange vor der Europäischen Union oder gar Benelux bildeten





die beiden Staaten eine Wirtschaftsgemeinschaft; die Uniformen sind weitgehend identisch, und Ausrüstung wurde gemeinsam eingekauft, damit es billiger wurde.

Steuern eintreiben ist – heute noch – die zweite große Aufgabe der Zöllner. Obwohl sie sich weder bei Schmugglern noch bei Schwarzbrennern großer Beliebtheit erfreuen dürften, galt der Zöllner-Beruf – abgesehen von der RAF-Zeit in den 70ern – als nicht besonders gefährlich. Ein einziger ist je im Dienste für das Großherzogtum gestorben, ein tragischer Berufsunfall: Eine Zollschranke fiel ihm auf den Kopf. Er war sofort tot.

Wenn Reuter – wie geplant – eines Tages ein richtiges, größeres Museum für seine Sammlung bekommen sollte, will er mehr Publikumswirksames zeigen: Fälschungen und beschlagnahmte Kostbarkeiten, die gegen das Washingtoner Artenschutzabkommen verstoßen. Nicht nur in Billigländern gibt es gefälschte Lacoste-Polohemden: Am Flughafen in Luxemburg werden en gros unechte Mar-

kenkleidung und –uhren, Viagrapillen, Champagner oder sogar Einmalrasierer eingeschmuggelt. Vieles davon wird nicht einfach zerstört, sondern aufwändig weiter verwendet. Die EU-Musterschüler aus Luxemburg leisten sich – noch – den Luxus, Jeans unter den Ärmsten der Entwicklungsländer zu verteilen. Krokoledertaschen oder gar ausgestopfte Krokodile und Schlangen oder geschützte Korallen bleiben dagegen nach der Beschlagnahme in Luxemburg, ebenso wie die Schlange in einer Schnapsflasche oder der abgeschlagene Elefantenfuß, der zu einem Hocker verarbeitet wurde.

Sammelstücke muss Jean-Pierre Reuter nicht mehr suchen, sie finden ihn. An Plänen mangelt es ihm nicht: Kleinere Spezialausstellungen zu besonderen Themen wie die luxemburgischen Dreiländerecke will er machen. Jugendliche sollen sich über den Beruf informieren können und vielleicht sogar als ihren Traumberuf entdecken. Manche, erzählt Reuter, kommen her um sich die Rangabzeichen



anzuschauen und von einer Karriere in Uniform zu träumen. Sein Traum wird noch anderweitig genutzt: Das Gebäude, in dem jetzt noch das Friedensgericht residiert, soll nach dem Willen von Reuter irgendwann das Luxemburgische Zollmuseum beherbergen. Bis dahin bittet er Besucher, nach Möglichkeit erst nach Dienstschluss Führungen zu buchen, damit niemand beim Verzollen gestört wird. Führungen also am liebsten werktags nach 16.30 Uhr oder samstags. Wenn ihm keine Grenzschranke auf den Kopf fällt.

**Sabine Janowitz**

#### **Kontakt**

Jean-Pierre Reuter

Museum: Boulevard Prince Henri, Esch-sur-Alzette

Tel: 0 03 52/2 90 19 12 58

Jean-Pierre.Reuter@do.etat.lu

#### **Öffnungszeiten**

Auf Anfrage; am liebsten nach 16.30 Uhr bzw. samstags. Auch in den Sommerferien gibt es Führungen, sofern Reuter nicht selbst Urlaub hat.

#### **Eintrittspreise**

Gratis, Spenden erwünscht.

#### **Anfahrtsweg**

A 8 durchfahren bis über die Grenze, dort immer den Schildern „Esch“ folgen. Ausfahrt: „Esch-sur-Alzette“, immer geradeaus Richtung „Esch Centre“. Nie abbiegen! Hinter dem Bahnhof geradeaus durch 2 Kreisverkehre, Beschilderung „France“. Orientierung: Die Straße führt immer unter einer Hochbahntrasse entlang. Hinter dem 2. Kreisverkehr, rund 2km ab Bahnhof, weist unvermittelt ein kleines handgeschriebenes Hinweisschild gegenüber einer VW-Audi-Vertretung nach links. Reuter nimmt die Besucher vor dem Gebäude in Empfang; an der Tür befindet sich kein Museumsschild. Entfernung ca. 110 km, Fahrtzeit etwa 1,5 h.

Oh, da gibt es tatsächlich ein Georges de La Tour Museum? Wenn man das hört, dann meint man natürlich, man begibt sich hin und begegnet auf Schritt und Tritt diesem großen Franzosen. Doch mitnichten. Das wäre aber auch wirklich zu viel verlangt. Denn von Georges de La Tour sind heute gerade mal knapp 40 Bilder bekannt. 16 davon befinden sich in den USA. In Deutschland gibt es nur eines, von dem man sicher sein kann, dass er es zumindest teilweise selbst gemalt hat.

1593 wurde Georges de La Tour in Vic sur Seille geboren, er wuchs im lothringischen Lunéville auf, später war er „peintre ordinaire du Roi“ und hatte ein Atelier im Louvre, der damals noch Königspalast war. Gestorben ist er 1652. Die Details seiner Lebensgeschichte sind in eben dem Dunkel verborgen, das so viele seiner Bilder prägt. Er war lange ganz vergessen, ist eine „Entdeckung der Kunstgeschichte“, wie Pierre Rosenberg es stolz formuliert. Rosenberg, ausgemachter Georges de La Tour-Ex-

16

## Die entscheidende Rolle dem Licht Das Musée Georges de la Tour in Vic sur Seille



© Musée Départemental Georges de La Tour

perte und der ehemalige Direktor des Louvre, wüsste z.B. zu gerne, ob der Maler in Rom gewesen ist, um dort die Bilder von Caravaggio zu sehen. Eigentlich ist er fest davon überzeugt, aber der Beweis steht noch aus. Fieberhaft sind Kunsthistoriker dabei, die Archive durchzukämmen... Der große Caravaggio könnte Georges de La Tour ein Vorbild gewesen sein, denn wie der Italiener hat sich der Franzose radikaler als die anderen von starren Malvorschriften verabschiedet und seinem „heiligen Personal“ ein sehr lebendiges, naturalistisches Antlitz gegeben. Außerdem liebte er, genau wie Caravaggio, die Nacht.

Georges de La Tour ist ein Meister des Kerzenscheins. Man sagt, es war die heiße Glut im Backofen, die ihn, den Sohn eines Bäckers, dazu inspiriert hat.

Der Louvre besitzt sechs, also einen ganzen Saal voll La Tour-Gemälde und den aufzusuchen ist ein Fest. Da steht man zum Beispiel vor der „Büßenden Magdalena“, einem seiner schönsten Nachtbilder. Magdalena, keine weltabgewandte Heilige mit „verdrehten Augen“, sondern ein Mädchen wie es uns gleich begegnen könnte, stützt ihren jugendlichen Kopf in die linke Hand und blickt melancholisch ins mildrote Licht einer hoch aufflackernden Flamme. Ihre Rechte ruht auf dem Totenschädel in ihrem Schoß, als sei dies kein kaltes Gebein, sondern ein lebendiger kleiner Hund. Im Louvre hängt auch „Le Tricheur à l'as de carreau“, diesmal eine ganz weltliche Szene und kein eindeutiges Nachtbild, obwohl die Karten hier sicher auch zu sehr später Stunde gemischt wurden und der Hintergrund ganz schwarz ist: Das Licht fällt hell auf drei Edelleute am Spieltisch. Eine Bedienstete bringt den Wein, und der junge Mann links wirft uns verschwörerisch einen Blick zu - wir sollen nicht verraten, dass er am ganz äußeren Bildrand das Karo-Ass hinter

seinem Rücken versteckt hält. Schlawiner!

Georges de La Tours Bilder zählen heute zu den Ikonen der französischen Malerei. Kein Zweifel, Franzosen haben sie im Kopf, wenn sie nun also vor dem Museum in Vic sur Seille stehen. Es ist der neue Mittelpunkt des 2000 Seelen-Ortes. Von außen hat das Museum, das muss man leider sagen, den Charme eines schnöden Bankgebäudes. Doch drinnen erscheint eine andere Welt: Das Gebäude atmet Klarheit, es wirkt weit und offen. Alle vier Stockwerke werden großzügig von Tageslicht erhellt, das durch das Glasdach und die großen Fenster fällt. Beginnen wir den Rundgang, dann steht uns immer wieder eine Wand im Weg – mal dunkelrot, mal braun, mal grau, selten weiß. Diese Farbabstimmung war dem Pariser Architekten Vincent Brossy besonders wichtig. Der Grundton, das dezente dunkle Backsteinrot, soll eine museale Atmosphäre schaffen, was (besonders im Zusammenspiel mit den anderen Farben) auf aparte Weise gut gelingt. Diese Wände schaffen Kabinette und in einem solchen Kabinett hängt es dann, das eine Hauptwerk, der Knüller, der Existenzgrund des Museums. Georges de La Tours „Johannes der Täufer in der Wüste“.

Erwartungsfroh und voller Neugier kommt man um die Ecke und ist im ersten Moment... ja, man ist enttäuscht. „Das soll es sein?“ fragt man sich leise zweifelnd. Dieses dunkle, fast monochrome Bild, das auf den ersten Blick so gar nichts mit der „Büßenden Magdalena“ oder dem „Falschspieler“ gemeinsam hat? Braun, ocker, golden – diese Töne gehen ineinander über und zeigen einen androgynen jungen Mann, auf den von oben Licht fällt. Woher? Das weiß man nicht. Es fällt auf seine Schulter, auf seine Arme, auf sein Knie. Er hatte sich wohl schon nach rechts gedreht, dann noch mal besonnen und während seine Beine nach rechts gerichtet

bleiben, dreht er den Oberkörper doch zurück um - und das sieht man erst auf den dritten oder vierten Blick! ein Lamm zu füttern. Er reicht ihm einen Ast. Etwas von dem spärlichen Licht erhellt den kleinen Kopf des Tieres, den der Maler ganz unten, gerade noch so in die rechte Ecke gebannt hat. Den Zweig hält Johannes mit der rechten Hand, die Linke schließt sich um das Kreuz.

Gabriel Diss, der Kurator des Museums, weiß um den zwiespältigen ersten Eindruck, den sein Knüller macht. Aber er vertraut auf uns. „Geduld!“ sagt er. „Wenn man sich nur lange genug Zeit nimmt, dann gibt Ihnen dieses Bild peu à peu sein Geheimnis preis!“ Und dann hilft Diss ein bisschen nach: „Johannes war die Verbindungsfigur zwischen dem alten Bund Gottes, also dem mit den Juden und dem neuen Bund, also dem mit den Christen. Der Täufer hat den neuen Bund angekündigt und genau das sieht man hier.“ Wir gucken also noch mal hin. Und folgen Diss' Worten, als er sagt: „Das linke Drittel des Bildes liegt ganz im Schatten. Das Licht ist wie eine Achse. Johannes' rechtes Bein liegt völlig im dunklen, sein linkes Bein im Licht. Er dreht sich zurück, so dass seine Arme auch im Licht liegen. Und was tut er? Darauf kommt es an! Er gibt dem Lamm zu fressen. Das Lamm, das ist Christus. Johannes ebnet ihm den Weg. Und mit der anderen Hand hält er das Zeichen des neuen Bundes: das Kreuz.“ Für Gabriel Diss ist genauso klar, wie für alle anderen Experten: Dieses Bild ist von Georges de La Tour, denn niemand sonst hätte dem Licht so gekonnt die entscheidende Rolle zugeteilt. Nur was beleuchtet ist, erhält Bedeutung und das ist: die Geste. Es könnte durchaus sein, dass, wer zunächst enttäuscht war, am Ende doch begeistert ist.....

Dass dieses außergewöhnliche Gemälde jetzt hier im kleinen Vic-sur-Seille zu sehen ist, das

ist ein großes Glück. 1993 fanden Erben diese Leinwand auf ihrem Speicher, sie trugen sie ins Pariser Auktionshaus Hôtel Drouot und boten sie in einer dunklen Ecke für 2000 Francs zum Kauf, also für damals rund 600 Mark. Doch auf einem seiner Streifzüge kam im rechten Moment Pierre Rosenberg vorbei, schaute einmal drauf und konstatierte ohne Zögern: Das ist ein Georges de La Tour. Gefragt, wie er so sicher sein konnte, sagt er nur lakonisch: „Wenn Sie einen Brief von jemandem bekommen, dann sehen Sie die Handschrift, und dann wissen Sie doch auch von wem der ist, oder?“ Mit Zuschreibungen sei das genauso. Natürlich wurde das Bild dann ordnungsgemäß geprüft, durchleuchtet, analysiert, doch die Experten stellten schließlich fest: Monsieur hat recht, das Bild ist echt. Wahrscheinlich ist es das letzte heute bekannte Bild, das Georges de La Tour in seinem Leben gemalt hat – um 1650. Umgehend erklärte es der französische Staat zum „trésor national“ um zu verhindern, dass die bereits im Flugzeug nach Paris sitzenden, kunstsinnigen und selbstverständlich steinreichen Amerikaner es außer Landes brächten. Statt dessen kauften das Bild der französische Staat, die Region Lothringen und der Conseil Régional de la Moselle für das (von nun an geplante) Museum in Vic-sur-Seille. Sie mussten jetzt etwas mehr als 600 Mark berappen, nämlich umgerechnet rund 3,3 Millionen Mark. Und dem Conseil Régional war es eine Ehre, dann für etwa doppelt so viel Geld auch das Museum drum herum zu bauen.

Das Département de la Moselle ist festen Willens, die Kultur aufs Land zu bringen – man möchte vor allem die Touristen locken, die dem krisengeschüttelten Lothringen traditionell das pittoreske Elsass vorziehen. Und es funktioniert: Die Menschen kommen „de partout“, von überallher, sagt Kurator Diss,

25.000 Besucher haben sich im ersten Jahr (Eröffnung war im Juni 2003) von Georges de La Tours Johannes eigentümlicher Schönheit bezaubern lassen. Und wenn manchen die „Flora“ auf dem rot-betuchten Hocker, eine Hand im Blumenkörbchen das ihr ein nackter Knabe reicht, ein Werk von Jacques Blanchard, dann doch näher war, macht's auch nichts.... Was denn außer dem Täufer noch zu sehen ist? Klassische französische Malerei aus drei Jahrhunderten: aus dem 17., 18., 19., und beginnenden 20. Jahrhundert, eine Sammlung, gestiftet von zwei Pariser Malerei-Experten, von zwei Brüdern, die aus Lothringen stammen und mit der Sammlung ihre Heimat ehren. Um jeden Preis wollen sie anonym bleiben.

Übrigens, wie man aus dem Museum hört, könnte ab Herbst 2004 ein zweites Bild von Georges de La Tour Johannes in seinem Kabinett gegenüberhängen. ...Platz wäre da durchaus. Aber - psst - das ist noch gar nicht druckreif.

**Anke Schaefer**

### **Kontakt**

Musée Départemental Georges de La Tour  
Place Jeanne d'Arc  
F - 57 630 Vic-sur-Seille  
Tel: 00 33 3 87 05 98 30

### **Öffnungszeiten**

Jeden Tag außer Montag, im Sommer (01.04.-30.09.)  
von 9.30 bis 12 und 14 bis 19 Uhr,  
im Winter (01.10. bis 31.03.) von 9.30 bis 12 und 14  
bis 18 Uhr,  
in den Weihnachtsferien geschlossen - vom 23.12.  
bis 7.1.

### **Eintrittspreise**

Erwachsene: 3 EUR

Kinder: 2 EUR

Gruppentarife: 10 bis 25 Personen - 20 EUR

(Ticket gilt den ganzen Tag)

### **Anfahrtsweg**

Auf der A 620 bis Ausfahrt Saargemünd; in Saargemünd auf die N74 in Richtung Château Salins, in Château Salins auf die D 955 dann rechts auf die D 155 nach Vic-sur-Seille; Tipp: Das Office de Tourisme befindet sich im schönen Hôtel de La Monnaie, ca. 100 Meter hinter dem Museum und ist auch einen Besuch wert.



Ich hatte bei der ausführlichen Wegbeschreibung wohl einen Augenblick nicht aufgepasst und deshalb war ich ziemlich verblüfft, dass das, was ich suchte, nicht neben der Kirche, sondern in der Kirche beherbergt war. Wer sucht schon ein Motorradmuseum in einer Kirche? Genau das aber ist der Fall im pfälzischen Otterbach. Dort ist Heinz Luthringshauser geboren, der Welt des Motorradsports ein Begriff. „Es war sein Leben“, sagt Anna Wildberger immer wieder und dabei bekommt ihr Blick so et-

was Verzücktes. Innig erzählt sie von ihrem großen Bruder, dessen ganze Welt Motorräder waren: Gelernt hat er Landmaschinenschlosser, schulte dann um auf Automotoren und Motorräder. Mit 18 hat er sich „e kleene Triumph in die Reih' gebrung“. Mit ihr ist er dann auch sein erstes Rennen gefahren. Später steigt er um auf BMW, bei der bleibt er auch bis an sein Lebensende 1997. Als er dreißig ist, passiert etwas Schreckliches. Bei der Rückkehr von seinem Arbeitsplatz fährt er mit seinem Motorrad

17

„Es war sein Leben“

Das Motorradmuseum des Heinz Luthringshauser in der Pfalz



auf den Wagen vor ihm. Frau Wildberger seufzt tief, obwohl es schon so lange her ist. Immer habe er erzählt, dass das Auto unbeleuchtet gewesen sei, aber eine Chance hatte er nicht. Mit der Bescheinigung einer Werkstatt, dass das Auto gerade bei ihnen zur Kontrolle gewesen sei, ist für die Behörden der Fall erledigt. Heinz Luthringshauser verliert ein Bein. Das Ende einer Rennkarriere? Keineswegs. Denn: Es war ja sein Leben. Er steigt um auf Gespann. Das kann er auch mit Prothese fahren. Und gewinnt und gewinnt. In Hockenheim, auf dem Nürburgring, 1970 Deutscher Meister in der Seitenklasse 500ccm, 1972 gar Vize-Weltmeister und 1974 Sieger der Tourist Trophy, auf der Isle of Man dem härtesten Straßenrennen der Welt.

Mit Sponsoren war es damals ja noch nicht so weit her. Immerhin hat er die Unterstützung der Familie. Der Vater ist begeistert, er war Radrennfahrer, also die Geschwindigkeit liegt im Blut. Eine eigene Familie gründet Heinz nie: „Es hat nix genn als wie sei Motorrad“.

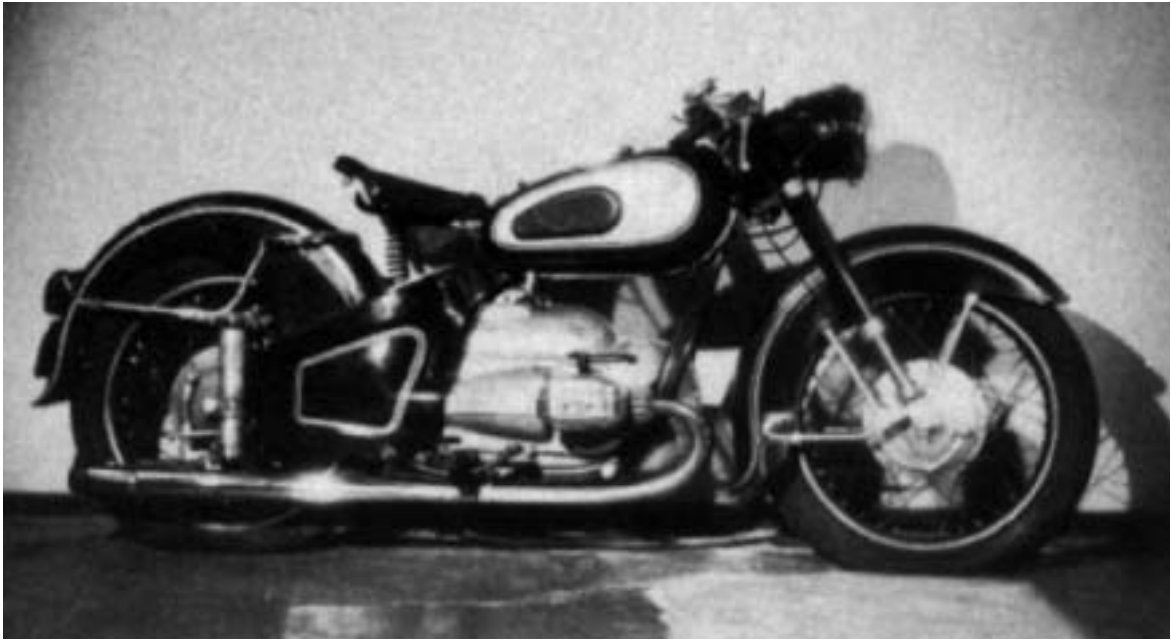
Lange hegt er einen Traum: Ein Museum muss her, um die Geschichte des Motorrads festzuhalten. Vor allem auch, um der Jugend die Faszination von Motoren vor Augen zu führen. Ein Förderkreis wird gegründet und die evangelische Kirche, die der Gemeinde Otterbach zu klein geworden ist, erworben. Was wohl so ein Kirchlein kostet? Da bleibt Frau Wildberger etwas vage. Na, so ein paar Tausend Mark schon. 1980 wird es dann mit den besten Wünschen sogar von Franz-Josef Strauß eröffnet. Er bescheinigt in seinem Grußwort: „Heinz Luthringshauser verdient als Sportsmann wegen seines hervorragenden Könnens, seiner Fairness und Kameradschaft unsere höchste Anerkennung.“

Anerkennung bekommt er nun auch als „Museumsleiter“. Was hat er nicht alles zusammengetragen. Italienische, englische, japani-

sche Fabrikate sind vertreten. Exoten, wie z.B. eine MEGOLA von 1921 mit 5-Cylinder-Sternmotr und natürlich in großer Zahl die repräsentativen Maschinen deutscher Hersteller, Adler, BMW, HOREX, NSU, Zündapp und – MIELE. Wer denkt dabei schon an Motorräder? Und doch hat die Maschinenfabrik seit den 20er Jahren kleine Motorräder mit Sachs motor hergestellt.

Eine besondere Geschichte hat die 500er Bucker, Baujahr 1937. Die gab es übrigens, man höre und staune, mit kopf- und wechselgesteuerten Ventilen. Dass sie heute in der zu klein gewordenen Kirche in Otterbach zu se-





hen ist, liegt allein daran, dass ihr Besitzer bei Kriegsausbruch die gescheite Idee hatte, sie kurzerhand einmauern zu lassen. Ihr Schicksal hätte sich sonst womöglich in Russland vollendet. Die schwedische Firma Husquavara hatte auch ein bemerkenswertes Repertoire. Sie stellten Waffen, Nähmaschinen und eben Motorräder her. Wobei deren Qualität unter Kennern viel höher geschätzt wurde als ein Tipp aus einer Betriebsanleitung 1903 vermuten lässt: „Bei kaltem Wetter sollte der Vergaser vor dem Starten durch eine brennende Zeitung erwärmt werden.“

Traurig das Schicksal der Firma Hoffmann. Sie wurde durch die Konstruktion der „Gouverneur“ letztlich ruiniert. Es war ein Versuch von vielen, den querliegenden Boxermotor mit Kardanantrieb auch in den unteren Hubraumklassen zu etablieren. Die „Gouverneur“ war eine Schönheit, aber unausgereift, als sie auf den Markt kam und viel zu teuer.

Der Geist des Heinz Luthringshauser muss noch in dieser Kirche sein. Nicht nur dass der Förderverein auch sieben Jahre nach seinem Tod keine Anzeichen von Ermüdung und Zer-

fall zeigt. Selbst ich hab' mich anstecken lassen und betrachte diese Maschinen seither mit anderen Augen.

**Silvia Hudalla**

#### **Kontakt**

Verbandsgemeinde Otterbach  
Konrad-Adenauer-Str. 19, 67731 Otterbach  
Tel: 0 63 01/60 70  
Familie Wildberger, Tel: 0 63 01/23 67

#### **Öffnungszeiten**

sonn- und feiertags: 10-12.30 Uhr und 13.30-17 Uhr,  
werktags geschlossen außer Gruppenanmeldung

#### **Eintrittspreise**

2 EUR , Gruppen ab 15 Personen 1 EUR.

#### **Anfahrtsweg**

A 6 in Richtung Kaiserslautern, in Kaiserslautern-West abfahren, dann die B 270 in Richtung Idar-Oberstein nach Otterbach. In Otterbach ist das Museum ausgeschildert. Das Museum befindet sich in der Alten Evangelischen Kirche.

## Feudaler Glanz

---





## 18 Von St. Ingbert durch das Würzbachtal nach Blieskastel Der Mariannenabschnitt der „Barockstraße Saar-Pfalz“

Das Eisenwerk St. Ingbert, die Streuobstwiesen und Gärten im Bliesgau, die Fischweier im Würzbachtal oder der Paradeplatz und die Schlosskirche in Blieskastel – verschiedener könnten die Spuren der Maria Anna von der Leyen kaum sein. Und am besten erkundet man den Mariannenabschnitt der Barockstraße Saar-Pfalz mit dem Fahrrad.

Wenn nicht aus Gründen der Ertüchtigung, dann weil man besser sieht, was Marianne von der Leyen im schönsten Teil ihrer verstreuten Besitztümer alles voran gebracht hat.

Die Alte Schmelz war noch jung, mit dem Ertrag ging es schon Mitte des 18. Jahrhunderts auf und ab, da fasste Marianne von der Leyen sich ein Herz, nahm die Eisenmanufaktur in ihre Obhut, um sie zu verpachten. Von da an ging es aufwärts. Ohne ihr Geld und ihre landesmütterliche Strenge hätten die St. Ingberter noch im Revolutionsjahr 1798 die Eisenwerke abgerissen. Sie waren drauf und dran. Mit der Arbeitersiedlung und der Möllershalle, dem Englischen Park, dem Herrenhaus und der Mechanischen Werkstatt, erzählt die Alte Schmelz ein Vierteljahrtausend Industriegeschichte. Weshalb sie inzwischen als das wichtigste Industriedenkmal des Saarlandes gilt.

Gegenüber führt eine alte Stichstraße nach Süden in den Schmelzer Wald. Wem sie zu steil ist, der nimmt den Umweg über den Bahnhof. Im oberen Würzbachtal hält man sich an die Seitenwege durch Reichenbach, Oberwürzbach. Kurz vor Niederwürzbach passiert man, linker Hand, den barocken Roten Bau. Und gegenüber, auf der anderen Seite des Weihers, steht der stattliche Annahof. Heute ein Tagungs- und Ausflugsrestaurant. Das Landgut auf ovalem Grundriss war keineswegs als Altersruhesitz gedacht, sondern als Musterbetrieb für Milch, Obst und Landschaftsbau. Alte Katasterpläne zeigen Rodungen und Obstwiesen, Auen wurden trocken gelegt. Von einem der besten seiner Zeit ließ die Gräfin sich die Pläne zeichnen und beraten: Der Landschaftsarchitekt Ludwig von Skell hat nach seiner saarpfälzischen Zeit in München den Englischen Garten gestaltet.

Ins Land gekommen war Gräfin Marianne von der Leyen mit ihrem Gatten Franz Carl 1763 – zehn Jahre später war der Graf tot, Blutvergiftung, Marianne hatte zwanzig Jahre den Bliesgau aus der Feudalzeit in die aufgeklärt absolutistische Zeit zu führen. Beispiel Gartenbau. Auf ihren Ländereien hat-



ten die Grafen modernen Land- und Gartenbau vorgemacht, neue Pflanzensorten eingeführt, vorhandene Sorten veredelt. Stücke aus gräflichem Eigentum wurden an Privatleute übergeben. Quasi geschenkt. Unter der Bedingung, dass das Land mit Obst und anderen Früchten bewirtschaftet wird. Die für den Gau so charakteristische Streuobstlandschaft wäre ohne Marianne eine andere.

Auf der Weiterfahrt nach Blieskastel kommt man kurz vor Lautzkirchen über einen Bahnübergang. Vorsicht, für Radfahrer tückische Gleise!

In Blieskastel bietet sich eine Runde auf dem Paradeplatz an. Das heutige Rathaus hatten die von der Leyens bauen lassen als Waisenhaus. Sozialfürsorge in hoher architektonischer Qualität und zentraler Lage, das sagt einiges über das Herrschaftsverständnis derer von der Leyen.

Das Rad kann man jetzt anketten, die Schloßbergstraße hoch geht man am besten zu Fuß. Vorbei an den Kavaliere- und Hofratshäusern in denen heute Architekten oder Schulen sitzen.

Gegenüber: die Schlosskirche, sie macht den Kastelern seit Jahren Sorgen, Stück für Stück wird sie mit knappen Mitteln renoviert.

Und mit das Schönste an dieser wunderbar ausgewogenen Barockkirche ist vielleicht der



Kirchbauverein. Der hat schon hunderttausende Euro für die Renovierung eingesammelt. Irgendwas ist wohl übergegangen von der gräflichen Sorge für Stadt und Land am Würzbach und an der Blies. Übergegangen auf die Bürger.

**Dietmar Schellin**

#### **Kontakt**

Initiative Alte Schmelz

Postfach 1541 66365 St. Ingbert

06894-34689 - Di und Mi 9-16 Uhr, Fr 9-13 Uhr

Info@alte-schmelz.de

www.alte-schmelz.de

#### **Öffnungszeiten**

Die Alte Schmelz kann jederzeit besucht werden.

Führungen bietet die Initiative Alte Schmelz an. man muss nur anrufen. Auch das Kulturamt bietet Führungen an. Stadtführungen in Blieskastel sind bei der Stadt Blieskastel zu erfragen.

#### **Eintrittspreise**

Gruppenpreis 80 € via initiative. Städtische Führungen beim Kulturamt der Stadt zu erfragen.

#### **Anfahrtsweg**

Die Alte Schmelz ist zu erreichen über die A 6, Ausfahrt St. Ingbert-West. Zweimal rechts zur Ensheimerstraße, dann Unterquerung der Eisenbahngleise. Nach 500 m links zur Dudweilerstraße, nach 500 m links sind die braunen Wohnhäuser der Siedlung.

Drei Staubkörner, mehr können es eigentlich nicht gewesen sein. Drei Staubkörner, die übrig waren vom ehrwürdigen König Johann von Böhmen, dem Grafen von Luxemburg, als er hier in seinem schwarzen, marmor-gleißenden Sarkophag beigelegt wurde. Das nämlich war im Jahre 1838 und da war der sagenumwobene König bereits 492 Jahre tot. Er war gefallen. Als Verbündeter Frankreichs im Krieg gegen England. Am 26. August 1346! In der Schlacht von Crécy.

dafür, dass sie wieder in adelige Hände kamen: Er schenkte sie dem preußischen Kronprinz Friedrich Wilhelm IV.

Das war in dreierlei Hinsicht ein großes Glück. Denn wie es der Zufall wollte, war der Kronprinz erstens ein hingebungsvoller Romantiker. Er war zweitens: ein glühender Verehrer dieses tapferen Königs von Böhmen, der sich so mutig, unerschrocken, blind auf dem Schlachtfeld hatte niedermetzeln lassen und das um so mehr, als Johann ein Vorfahr seiner

## Drei königliche Staubkörnchen

### Frostiger Besuch in der Klause Kastel

Sagenumwoben? Ja, aus vielerlei Gründen. Vor allem aber möchte man doch zu gerne wissen, was ihn in diese tödliche Schlacht getrieben hat. Alle Manneskraft und Tapferkeit konnte nicht ersetzen, was ihm fehlte: sein Augenlicht. Er konnte seine Gegner nicht ins Visier nehmen, er war blind. Das gibt einem doch zu denken, hier oben, 200 Meter über der Saar, auf dem erhabensten Buntsandsteinfelsen den man sich vorstellen kann. Ein König, der blind und todesmutig in den Krieg zieht und dessen Gebeine dann 492 Jahre (und noch länger, doch dazu später) keine Ruhe finden! Warum? Man sagt, der König sei nach seinem Tod von Kloster zu Kloster weitergegeben worden, nur die Götter wissen, wo er überall Zwischenstation gemacht hat. Aber schließlich, so heißt es, lagerten die gesammelten königlichen Reste auf dem Dachboden eines Bäckers in Mettlach, fein-säuberlich sortiert unter einer Ansammlung von Backförmchen! Dieser Bäcker, offenbar ein anständiger Mann, (widerstand der Versuchung, sich einen neuen König zu backen) übergab dem Mettlacher Industriellen J.F. Boch-Buschmann den König. Der packte die noblen Überreste seinerseits zusammen und sorgte

Gattin, der bayerischen Prinzessin Elisabeth Ludowika war. Und schließlich hatte er drittens etwa zur gleichen Zeit noch ein anderes Geschenk bekommen: Die Gemeinde Kastel hatte ihm ihre Klause vermacht. Die Klause, das war damals die Ruine einer Kapelle, die 300 Jahre zuvor auf nämlichem erhabenem Buntsandsteinfelsen ein Franziskanerbruder errichtet hatte. Was lag da näher, als aus dieser Klause König Johanns letzte Ruhestätte zu machen? Zumal es sich gut traf, dass dieser als Herr von Freudenburg auch Besitzer Kastels gewesen war.

Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. beauftragte 1835 mit dem Um-, bzw. Wiederaufbau der Kapellenruine den damals bedeutendsten preußischen Architekten: Karl Friedrich Schinkel. Der ging schnell ans Werk und erwarb sich mit diesem Bau noch einmal Ruhm: Die Klause gilt als eines seiner „wichtigen Spätwerke“. Sparen musste er dabei nicht - 2088 Taler verbaute er für diese Mauern, während eine fünfköpfige Familie zu dieser Zeit, Mitte 19. Jahrhunderts, nur 180 Taler im ganzen Jahr zum Leben hatte. Gerne hätte Schinkel das Obergeschoss mit einem Zinnenkranz gekrönt, aber da sträubte sich der







Kronprinz: Das hätte ihm dann doch zu sehr nach kriegischer Festung ausgesehen, und hier wollte er ganz seinen pazifistisch-romantischen Gefühlen frönen.

Man tritt, nachdem man Schinkels zweigeschossigen Bau - am besten mit einigem Abstand - von allen Seiten gewürdigt hat (was für ein Ort.... so hoch auf diesem Felsen... und so tief unten die Saar... magisch!) ins Innere der Klause. Hier steht man im Düstern vor dem Sarkophag und fröstelt. In was für eine feuchtkühle Atmosphäre der Architekt und der Kronprinz den König hier gebettet haben! Nur das Licht sorgt für ein kleines bisschen Wärme, fast mutet es mystisch an, dem bayerischen Märchenkönig Ludwig II. hätte es ganz sicher gut gefallen: Es fällt durch gelb-orange Sterne mit dunkelrotem Mittelpunkt und mitternachtsblaue Quadrate, die wie Rauten auf dem Kopf stehen. Man steht, blinzelt in Richtung dieser bunten Fenster, zieht

die Jacke fester um den Leib und denkt: Warum nur ist König Johann in seine letzte Schlacht gezogen? Er hatte doch abgedankt, war „Privatier“, er hätte sich dem nicht mehr stellen müssen! Blind und wehrlos! War er frustriert? Hatte er Todessehnsucht? Wollte er nicht mehr leben, jetzt wo sein Sohn der König war? Die Fragen prallen ab am Sarkophag, er gibt keine Antwort. Er steht da, stumm, schwarz und schwer. Und leer (Doch das sieht man ja nicht und dazu später). Das Design hat Karl Friedrich Schinkel selbst kreiert. Vier kleine Löwen tragen, den Schwanz zwischen den Beinen und das Luxemburger Wappen unter den Tatzen, auf ihren Rücken die massive Grabplatte. Auf der wird die Geschichte Johanns noch einmal erzählt und oben Richtung Apsis, wo sein Kopf wäre - gäbe es den noch und läge er denn hier - oben erhebt sich auf der Platte eine schwarze Krone. Eine Böhmisches Krone wünschte sich der Kron-

prinz für den ausgesuchten Sarkophag und beauftragte deshalb seinen Architekten, eine solche in München abzuzeichnen. Was auch geschah. Nur, dass sich der Meister irrte: Was er da zeichnete, später in Bronze gießen ließ und für böhmisch hielt, wurde, so weiß man heute, 1399 in England getragen. Im Land von Johanns Gegnern! Was für eine Ironie des Schicksals wäre das, ruhte er jetzt unter der Insignie seiner ärgsten Feinde... Doch, selbst wenn es so wäre - gegen den Träger dieser Krone hat er sicher nicht gekämpft, denn das war – der Durchmesser lässt keinen Zweifel – eine Frau.

Lange hält es einen nicht, in dieser Gruft so hoch über der Saar, bei diesem Sarkophag. Da hilft auch nicht das mystisch gelb-orange Sternenlicht. Die Kapelle ist innen gar zu kalt und düster. Und schlimmer wird es noch, wenn man bedenkt, dass dies ja eine „Klause“ ist! Kann gut sein, dass sich im Mittelalter genau hier ein Klausner hat einschließen, ja einmauern (!) lassen. Womöglich gar auf Lebenszeit. Das war im 4. bis hin zum 10. Jahrhundert ein gern gesehener Brauch: Wer hinter festen Mauern aller Welt entsagte, sich nur gerade so ernähren ließ, der konnte sicher sein, dass er ob seines absolut vollkommenen Lebenswandels in den Himmel kam. Eingemauert, fast schon begraben und doch noch lebendig in so einem feucht-kalten Kapellchen, während drüben am andern Ufer auf dem Weinberg die Trauben reifen? Und drunten auf der Saar ein einsam weißer Schwan majestätisch seine Runden zieht? Nie und nimmer denkt man, schüttelt die Gedanken ab und tritt mit festem Schritt hinaus ins Tageslicht.

Auch König Johann von Böhmen, Graf von Luxemburg, ist hier nicht geblieben. Aus andern Gründen allerdings, auf die er keinen Einfluss hatte. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs wollten die Luxemburger ihn wieder

haben. 1946 wurden die drei königlichen Staubkörnchen zum (bisher) letzten Mal eingesammelt, transportiert und neu beerdigt: Sie füllen nun einen andern Sarkophag, im Dom zu Luxemburg.

## **Anke Schaefer-Schwarz**

### **Kontakt**

Saar Obermosel Touristik e.V.  
Graf Siegfried Straße 32, 54439 Saarburg  
Tel: 0 65 81/1 94 33

### **Öffnungszeiten**

montags geschlossen,  
Nov., Jan. und Feb. 10-13 und 14-16 Uhr  
März 10-13 und 14-17 Uhr  
April bis Oktober 10-13 und 14 bis 18 Uhr  
Letzter Einlass 1 Stunde vor der Schließung,  
Dezember geschlossen

### **Eintrittspreise**

Erwachsene 2 EUR und Kinder 1 EUR

### **Anfahrtsweg**

Auf der Autobahn bis Merzig, Ausfahrt Merzig, dann Richtung Mettlach, weiter nach Orscholz, über Weiten, nach Freudenburg, weiter in Richtung Trassem und dann nach 1 km rechts nach Kastel-Staadt - dort ist die Klause ausgeschildert

### **Anmerkung**

Quelle zum Text: „Kastel-Staadt, Ein Führer zu den archäologischen und historischen Zeugnissen“ von Hans Nortmann und Andreas Peiter in: Rheinische Kunststätten, Heft 481.  
Herausgeber: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz;

Der Routenplaner im Internet schlug einen Haken nach dem anderen vor, damit wir ja die Autobahn nicht verlassen müssten, und errechnete trotzdem zweieinhalb Stunden. Da aber bei Lichte betrachtet die Befahrung Lothringens auf der Autobahn zu den sieben Todsünden gehört und außerdem unser Redakteur immer wieder öffentlich zum Besten gibt, „Tour de Kultur“ sei die „Entdeckung der Langsamkeit“, verließen wir uns lieber auf bereits bekannte Nebenrouten, den Michelin-

Atlas und die göttliche Eingebung. Mit dieser Kombination kann einem in Lothringen eigentlich nicht viel passieren.

Das Industrieviertel hatten wir nach einer Viertelstunde hinter uns gelassen; von da an begegneten uns kaum noch Autos, die Hügel und Täler wurden immer verträumter und meine Co-Pilotin seufzte wiederholt im Zustand vollständiger Verzückung, allein die Anfahrt sei schon wie ein Tag Urlaub. Nach knapp drei Stunden bogen wir kurz vor Neufchâteau links

20

## Sonnengelb für das Gemüt des vertriebenen Königs

Schloss Autigny-la-Tour und das 18. Jahrhundert



ab ins 19. Jahrhundert, dann noch mal links und wir waren im 18. Jahrhundert.

Der Schlossherr – selbst gerade erst aus Paris eingetroffen – hörte zunächst die Klingel nicht, weil er gerade Voltaire nachging und seinen Garten bestellte. Wir warteten also einen Augenblick im sonnendurchfluteten Cours d'Honneur mit seinen zwei Dornröschentürmen und den ehemaligen Pferdeställen. Den Türen nach zu urteilen müssen die Herren von Autigny einst 6 PS besessen haben.

Beim Eintreten kommen wir in ein Esszimmer mit langer Tafel. „Bitte entschuldigen Sie den Fußboden, wir hatten noch keine Zeit,

ihn neu machen zu lassen.“ Ich sehe erstaunt runter. Der Fußboden ist piccobello gefliest und jeder saarländische Heimwerker wäre stolz auf ihn. Nicht so der Schlossherr. Jacques Charles-Gaffiot hat in Frankreich einen Namen als Kunsthistoriker, Spezialgebiet Stanislaus Leszczyński, Lunéville und das 18. Jahrhundert, und der dezente Baumarkt-Charme des Bodens ist ihm ein Dorn im Auge.

In nächsten Raum, einem Salon, serviert er erst einmal selbstgekochten Kaffee im hauchdünnem Familienporzellan und erklärt, dass so, wie wir es gerade getan haben, „à l'époque“ kein Gast von Distinktion das Schloss betre-





ten hätte. „Man kommt vom Eingang ins Esszimmer, was nicht sehr protokollarisch war. Die wichtigen Gäste fahren mit der Kutsche in den Garten, stiegen die Freitreppe hoch auf die Terrasse und betraten direkt den großen Salon.“ Und schon taucht er völlig ab in die Zeit der Voltaires und Diderots.

Aber Monsieur Charles-Gaffiot spricht nicht von Skeptizismus und Aufklärung, dem Dictionnaire philosophique oder der Correspondance littéraire. Sondern davon, wo solche Bücher aufbewahrt wurden, in welchen Sesseln man sie verschlungen hat und warum ein offizielles Empfangszimmer ausschließlich

mit rotem oder grünem Stoff ausgeschlagen sein durfte. Als seine Schwester und er Autigny-la-Tour vor etwa drei Jahren gekauft hatten, war nur noch ein Teil der Einrichtung vorhanden, was den Vorteil hatte, dass der Kunsthistoriker seinen Beruf hier zum Hobby machen und mit geerbten oder gesammelten Original-Möbeln die Appartements „style XVIIIème“ einrichten konnte. „Das Canapé, auf dem Sie sitzen, Mademoiselle, ist auch schon recht alt.“ Unwillkürlich setze ich mich ein bisschen gerader hin, was meinem Gesprächspartner ein Lächeln entlockt. „Sehen Sie: Auf einen alten Sessel setzt man sich nicht



irgendwie hin, man ist automatisch achtsamer; so erzieht uns das Kunstwerk und das ist so etwas wie die Kunst des Lebens.“ Davon, aus seinem Schloss ein Museum zu machen, hält der Hausherr gar nichts. Alle Räume, die man besichtigen kann, werden auch bewohnt, es gibt nirgendwo eine Kordel, die eine Zimmerecke sperrt, jeder Teppich darf betreten und jeder Stuhl besessen werden. „Kunstwerke können nur im Kontakt mit ihren Betrachtern leben und ihre Geschichte erzählen. Natürlich muss das ein respektvoller Kontakt sein, und natürlich gibt es so unschätzbare Kunstwerke, dass man sie doch in ein Mu-

seum sperren muss. Aber doch nicht alle!“ Das gilt auch für die Gästezimmer im ersten Stock, mit Blick auf den Garten. Man schläft in altherwürdigen Betten. „Obwohl...“ So ganz glücklich ist der Schlossherr damit nicht, denn die Möbel im ersten Stock sind zwar alt, aber eben nicht 18. Jahrhundert! Doch genau das schwebt ihm vor: Stiltreue im ganzen Haus. „In ein paar Jahren, wenn wir mit dem Renovieren fertig sind...“

Im 18. Jahrhundert, so erklärt er, wurde der Adel in gewissem Sinne bodenständiger. Als Bel Etage galt nämlich nicht mehr der erste Stock, sondern das Parterre. Und der Comte



de Gondrecourt, dem Autigny-la-Tour gehörte, baute eine lange Südfront mit großen Glastüren zur Terrasse, die das Sonnenlicht in die ehemals muffigen Gemäuer strömen ließen und den direkten Kontakt zur Natur ermöglichten. So ganz natürlich kam diese Natur zwar nicht daher, sondern vielmehr in Form eines Parks mit gestutzten Buchshecken und piekfein geschnittenem Rasen, aber immerhin plätscherte direkt dahinter idyllisch der Vair und die eine oder andere Mühle, zu deren Schutz der namengebende, aber längst verschwundene Turm von Autigny ehemals gebaut worden war, hat wohl auch noch ge-

klappert. Schließlich wurden aus den Aufklärern Romantiker und als der Comte de Pontlevoy, im 19. Jahrhundert Herr auf Autigny, von einem Italien-Urlaub zurückkam, hatte er in der Villa des Kaisers Hadrian in Tivoli etwas gesehen, was er unbedingt auch zu Hause in seinem Garten haben wollte: den Canopus, das lange Wasserbecken, in dem sich bei Hadrian Kolonnaden und Statuen spiegeln. Die brauchte man in Autigny nicht, denn dort spiegeln sich darin das Schloss und der Buchenhain, in dem heute, einer Schneedecke gleich, unzählige weiße und rosa Blumen wuchern.

Aber zurück ins Haus und ins 18. Jahrhundert, bien entendu. Der Comte de Gondrecourt ließ stilgerecht hinter der langen Front von Glastüren eine lange Flucht von Zimmern anlegen, die Appartements. Ein Appartement bestand damals, sagt Monsieur Charles-Gaffiot, in der Regel aus mindestens drei Zimmern: dem (Schlaf-)Zimmer, dem Vorzimmer und dem Garderobenzimmer, anders gesagt: dem Boudoir. Im Schlafzimmer wurde aber bei weitem nicht nur geschlafen, sondern auch empfangen und mitunter, bei intimeren Gesellschaften, sogar gespeist. Deswegen, so hatte man mir einmal in einem anderen Schloss erklärt, sagt man beim Wein auch „chambrieren“ und nicht etwa „piécieren“, „salonieren“ oder „cabinetieren“. Man stellte ihn zum Anwärmen einfach ins Schlafzimmer, das in kleineren Landschlössern winters oft das einzige beheizte war. Und weil nun – einerseits – der Comte de Gondrecourt damals in Lunéville am Hof von Stanislaus Leszczyński eine Funktion bekleidete und überhaupt erst von ihm zum Comte erhoben worden war und – andererseits – Monsieur Charles-Gaffiot, wie gesagt, Leszczyński-Kenner ist, hat er das Schlafzimmer bei der Renovierung ganz mit sonnengelbem Stoff ausschlagen lassen, der Lieblingsfarbe des rausgeschmissenen Polenkönigs. Ein Porträt des alten Stanislaus darf natürlich nicht fehlen. Das hängt aber im roten Salon, wogegen aus dem Sonnengelb ein gewisser Grigorij Potemkin herabgrinst, Potemkin, ehemals Liebhaber der Zarin aller Reußen Katharina II. und in dieser Funktion Nachfolger eines anderen Polenkönigs, der ebenfalls Stanislaus hieß und dessen Regierung auch kein gutes Ende nahm — aber das ist eine andere Geschichte. Das Porträt des Zarinne Liebhabers hatte der Konservator der Kaiserlichen Museen in St. Petersburg beim Ausbruch der Oktoberrevolution auf seiner Flucht mit nach Konstantinopel genommen

und verkauft. Von dort gelangte es schließlich nach Paris und in den Zwanzigern oder Dreißigern in den Besitz der Familie Gaffiot — aber das ist noch eine andere Geschichte.

Das Cabinet de Garderobe ist in jungfräulichem Weiß gehalten und mit einem grünen Himmelbett versehen, denn hier stand einmal die Badewanne. Und weil die Ärzte des 18. Jahrhunderts das Baden für eine große körperliche Anstrengung hielten, musste immer eine Ruhestatt in der Nähe sein. „Übrigens...“ Monsieur Charles-Gaffiot hält einen Moment inne, aber dann platzt es geradezu aus dem Kunsthistoriker heraus: „Es ist vollkommen unzutreffend, obwohl das immer noch so kolportiert wird, dass es in den französischen Schlössern, wie z.B. Versailles, keine Hygiene gegeben habe. Das ist antifranzösische Propaganda, die von den Engländern lanciert wurde! Dabei hat man ganz präzise Angaben: Als im Jahr 1793 das gesamte Mobiliar von Versailles verkauft wurde, hat man alles genau aufgelistet und etwa 700 Badewannen und 2.000 Toilettenstühle gezählt. Von wegen keine Hygiene!“

Pause. Mein Blick gleitet über die vielen Fenster und Glastüren. Wer denn die alle putzt, will ich wissen. „Nun, da haben wir jemanden — aber die Luft ist hier so sauber, das es eh nur einmal pro Jahr gemacht wird.“ (Wenn das meine Mutter hören würde!) Das einzig Lästige sei das Rasenmähen. Doch auch dafür hat Monsieur Charles-Gaffiot inzwischen jemanden gefunden. „Der jüngste Sohn meiner Schwester. Der ist sechzehn und jagt mit dem riesigen Motor-Rasenmäher über die Grünflächen. Die reinste Fahrschule!“ Er selbst arbeitet auch gern mal im Garten — hin und wieder, wenn die Zeit reicht. Wie gesagt, Voltaire. Il faut cultiver son jardin.

Natalie Weber



## Kontakt

Jacques Charles-Gaffiot  
Château d'Autigny-la-Tour  
F-88300 Neufchâteau (Département Vosges)  
Tel: 00 33 / 3 29 06 95 76  
chateau-autigny@fr.st  
www.chateau-autigny.fr.st

## Öffnungszeiten

Vom 8. Mai - 13. Juli und vom 1. - 20. September:  
sonn- und feiertags von 14 - 18 Uhr.  
Vom 14. Juli - 31. August: täglich außer mittwochs  
von 14 - 18 Uhr.

## Eintrittspreise

Normaltarif 4 EUR, ermäßigt 3 EUR,  
Kinder unter 12 Jahren frei,  
Gruppentarife auf Anfrage

Übernachtung Ferienwohnung:  
350 EUR (Nebensaison) / 475 EUR (Hochsaison)  
pro Woche für bis zu 5 Personen;  
600 EUR (Nebensaison) / 850 EUR (Hochsaison)  
pro Woche für bis zu 11 Personen,  
Wochenendtarife auf Anfrage.

Fremdenzimmer:  
50 EUR pro Nacht für 2 Personen im Doppelzimmer,  
Frühstück exclusive.

## Anfahrtsweg

Möchten Sie unsere Route ausprobieren?

Autobahn A320, bei Freyming-Merlebach auf die A 31 in Richtung Straßburg und an der ersten Ausfahrt danach (Farébersviller) runter. Rechts auf die D 29 nach Henriville, in Cappel rechts auf die N 56, ACHTUNG nur 100 m weiter wieder links ab auf die D 29 Richtung Valette / Leyviller, in Hélimer auf die N 74; in Montcel-sur-Seille (kurz vor Nancy) auf die D 80 über Réméréville und Haraucourt bis Varangéville. Sie überqueren den Canal de la Marne und die Meurthe und fahren in St. Nicholas-de-Port geradeaus den Berg hoch bis Ville-en-Vermois, dort links auf die D 112, nach ca. 4 km wieder rechts auf die D 115 Richtung Azelot.

Sie überqueren bei Flavigny-sur-Moselle die Mosel und den Canal de l'Est und fahren noch vor Ortseingang auf der D 5 rechts die Côte hoch, unter der Autobahn durch und weiter bis Vézélie; dort rechts auf die D 904 und in Crépey auf die D 4 bis Colombey-les-Belles. Im Ort links auf die N 74 bis Soulosse-sous-St.-Elophé, noch einmal links auf die D 3 und nach ca. 4 km ein letztes Mal links auf die D 3d nach Autigny-la-Tour.

Der Routenplaner im Internet meinte:  
Autobahn A320 / A 4 bis Metz, A 31 über Nancy und Toul bis Ausfahrt Colombey-les-Belles, ab dort s.o.

Ein räsionabler Mittelweg ist es, Autobahn A 320 bis St. Avold zu fahren, die N 74 bis Nancy zu nehmen und von dort über die A 330 und D 974 nach Colombey-les-Belles zu fahren. Ab dort s.o.

# Zeitreise

---



Das Elsass – Land der Burgen. Von der pfälzischen Grenze bis hinunter zur Burgundischen Pforte stehen die Befestigungsanlagen dicht gereiht, hoch über der Ebene auf den Vogesen thronend.

Insgesamt 500 der stolzen Bauwerke gab es einmal über der elsässischen Ebene, größtenteils zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert errichtet. Sie dienten als Bollwerke des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, als Verteidigungsanlagen in den Kämpfen zwischen dem

Reich und der Kirche oder als Stützpunkte mächtiger Lehnsherren und Familien.

Geblichen sind zuhauf eindrucksvolle Ruinen, die vom Glanz und Heldentum des Mittelalters künden, Zeugnis davon ablegen, wie es vor allem zur Zeit der Hohenstaufen aber auch unter späteren großen Geschlechtern zu ging.

Ein hervorragender Ausgangspunkt, um die beeindruckende Burgenlandschaft zu entdecken, ist zweifellos das Örtchen Obersteinbach im Naturpark Nordvogesen. Das kleine

## Das „Haus der Burgen“ in Obersteinbach



Dorf mit viel Fachwerk im Tal des Steinbachs liegt nahezu mitten in einer Anhäufung von Burgen. In weiterem Umkreis kann man derer insgesamt 30 erwandern. Gleich von der Hauptstrasse aus sind auf einem hohen Sandsteinfelsen jenseits von Wiesen und Weiden die Wehrturmreste der eher bescheidenen „Petit Arnsbourg“ zu sehen. Was sonst noch alles irgendwo im dunklen Wald auf emporragendem roten Fels seit Jahrhunderten ruht, ist in einem einfühlbar restaurierten kleinen Fachwerkhaus in der Rue Principale zu erfahren. „Maison des chateaux forts“ heißt das ehemalige Pfarrhaus, das zuletzt vor seiner Wiederherrichtung und Umwidmung leer stand, weil die schwindende Bevölkerung die ständige Präsenz einer Geistlichkeit in Obersteinbach entbehrlich werden ließ.

Jetzt gewährt das „Haus der Burgen“ einen Einblick in die Geschichte der Festungsanlagen des Mittelalters, erklärt deren Bauweise, erzählt auch aus dem Alltagsleben.

Darinnen ist eine Ritterrüstung aus dem 17. Jahrhundert zweifellos der Blickfang, gegenüber den Modellen vorheriger Epochen technischen Fortschritt demonstrierend, weil Helmform und Genickschutz dem Träger mehr Überlebenschancen boten. Aber lehrreicher sind die vielen Farbfotos an den Wänden, bildlichen Darstellungen sonstiger Art und die Exponate unter Glas.

Der Adel, seine Wappen und Siegel – diese Thematik füllt einen der kleinen Räume. Wenige Schritte weiter ist großflächig zu sehen, welche topographischen Gegebenheiten einst die Festungsbauer für ihre Zwecke zu nutzen wussten. Kein Felsvorsprung war ihnen zu Schwindel erregend, kein Buntsandstein zu hoch, um schließlich perfekter Sockel zu sein. So auch im Fall von Burg Fleckenstein, wenige Kilometer von Obersteinbach entfernt ein kühnes Bauwerk auf einem 43 Meter hohen

Fels, dessen obere Plattform trotz nur geringer Quadratmeterzahl den Palas, den Hauptwohntrakt der Anlage trug. Darunter befanden sich fünf Etagen in den Stein gehauen. Eine unglaubliche Leistung und ein Ensemble, das an den Turmbau von Babel erinnert. Bei einer Führung im Obersteinbacher „Haus der Burgen“ ist auch zu erfahren, dass der letzte Freiherr von Fleckenstein 1720 verstarb und damit ein Geschlecht erlosch. Der einzige Sohn hatte schon Jahre zuvor den Freitod gewählt.

An die 100 Menschen lebten auf so einer mittelgroßen Burg wie Fleckenstein. Über 80.000 besuchen heute jährlich die Ruine dieser Burg und etwas weniger jene der ebenfalls nah gelegenen Burg Wasigenstein – eine der maleischsten der Nordvogesen.

Hier wie dort war die Kunst der Steinmetze außerordentlich, wurde immer wieder auch um- und dazu gebaut. In der Ausstellung in Obersteinbach ist ein Raum dem Kapitel „Angriff und Verteidigung“ gewidmet. Dort wird veranschaulicht, wie die einen die Festung einzunehmen und die anderen dieses zu verhindern versuchten. Rammböcke scheiterten an Eichentüren in Bogenform und Katapulte an zu krassen Höhenunterschieden. Die Schießscharten waren erst enge Spalte, dann kreuzförmig und anschließend rund - passend zum Bogenschießen, zur Armbrust oder zur Hakenbüchse.

Ein zentrales Problem für die Burgbewohner war – dies wird in Obersteinbach noch einmal deutlich – die Versorgung mit Wasser. Bei der Burg Fleckenstein wurde ein Brunnen bis hinunter zur Talsohle in den Fels geschlagen, Zisternen mit gefiltertem Wasser sicherten zusätzlich die Versorgung. Der Sage nach wurde der Brunnen vom Teufel selbst angelegt. Erst das Zeichen des Kreuzes und sonstige Bemühungen des Burgkaplans hätten aus giftigen Dämpfen und emporsteigenden Flam-

men frisches Quellwasser werden lassen.  
Auf dem Speiseplan der Herrschaft – ob von Fleckenstein, Wasigenstein, Petit Arnsbourg, Froensbourg, Schoeneck, Wineck oder Vieux sowie Nouveaux Windstein – standen neben Wildschwein und sonstigem Wild, Fisch und gezüchtete Tiere, verfeinert mit aromatischen Pflanzen und Kräutern aus dem eigenen Garten. Solch' ein Garten ist heute neben dem „Haus der Burgen“ angelegt, die Rekonstruktion vergangener Burgengartenkunst. Was da wuchs, hatte nicht nur dem Geschmack dienlich zu sein, sondern auch der Gesundheit und musste darüber hinaus das Auge mit Farben erfreuen.

Der Garten lässt deshalb auch Lavendel, Rosen und Lupinen gedeihen, wenngleich von allem etwas mehr da sein könnte.

Vor Jahren noch hatten sich mehrere Leute aus dem Dorf regelmäßig um den Garten gekümmert. Inzwischen ist mit dem Bevölkerungsschwund auch die Anzahl der ehrenamtlichen Gärtner kleiner geworden. Es gibt ja auch keine Läden, keinen Arzt oder Bäcker mehr im Ort.

Der Garten ist also eher nur noch die Skizze eines Burggartens. Dennoch: Das „Haus der Burgen“ ist vor einer Entdeckungstour zu den Burgen fast ein Muss, sollen Zusammenhänge deutlich und Rätsel des Mittelalters gelöst werden. Und was aus Obersteinbach wird, ist noch völlig offen. Ein roter Sandsteinfelsen ragt in Sichtweite - und mal ohne Burgruine - in die Höhe, von der Schöpfung dazu ausersehen, heißt es, die Talbewohner vor Blitz, Krankheit und anderem Übel zu schützen. Bisher – so versichern die Einheimischen – sei dieser Schutz meistens zuverlässig gewesen. Das lässt hoffen, dass Obersteinbach als elsässisches Dorf eine gesicherte Zukunft hat.

## Gabor Filipp

### Kontakt

Christine Jahn  
42, rue Principale,  
F – 67510 Obersteinbach  
Tel: 00 33 / 3 88 09 50 65

### Öffnungszeiten

März u. April sonntags 14 - 17 Uhr  
Mai und Juni samstags und sonntags 15 - 18 Uhr  
Juli bis Oktober mittwochs 14 - 17 Uhr  
sowie samstags und sonntags 15 - 18 Uhr  
(andere Termine nach Vereinbarung)

### Eintrittspreise

Erwachsene: 2 EUR , Kinder: 1 EUR  
(bei 10 Besuchern ist ein Eintritt frei)

### Anfahrtsweg

Ab Saarbrücken auf der B51 über Kleinblittersdorf und Rilchingen-Hanweiler nach Saargemünd. Dort der Beschilderung Bitche folgend auf die N62, die ab dem Ortsausgang nach Bitche führt (auch die D620 ist alternativ dazu möglich). In der Festungsstadt auf die D35 wechseln, die kurz vor dem Zielort zur D3 wird. Das Burgenmuseum in Obersteinbach ist in der Hauptstraße auf der linken Seite als hellblau getünchtes kleines Fachwerkhaus zu erkennen. Von Saarbrücken aus ist Obersteinbach rund 70 Kilometer weit entfernt.

Die Fahrzeit beträgt etwa 1:30 h.

Das Trier Touristen anzieht ist klar. Doch wer hätte gedacht, dass die Stadt zu den Top-Zielen für Chinesen zählt? Der Grund: In der Moselmetropole wurde am 5. Mai 1818 der geistige Vater des Kommunismus geboren, Karl Marx. Und dessen Geburtshaus ist gerade bei Chinesen der Renner schlechthin. Und so kündigt schon der Gang zum Karl Marx Geburtshaus von diesem Umstand: Direkt nebenan bietet ein deutscher Supermarkt Scho-koriegel und Cola auf Chinesisch an. Das



## Trier, Marx, China:

### Das Karl Marx Geburtshaus.

Marxsche Umfeld in Trier bietet aber noch mehr Überraschungen.

**Das Geburtshaus:** Ein barockes Haus, mit prächtigem Schieferdach, kleinen Fenstern und zierlichen Dachgauben. Ein typisches Trierer Bürgerhaus, erbaut 1727, dann umgebaut, genutzt als Tischlerei (daher auch Innenhof und Hinterhaus) sowie bis 1900 eine Orangerie und Tante-Emma Laden. 1904 erst wurde es als Geburtshaus von Marx identifiziert. Es folgte ein „Zurückbauen“, und zwar so, wie es möglicherweise 1818 ausgesehen hatte. Am 14. März 1983 schließlich, dem 100. Todestag von Karl Marx, wurde das Museum Karl-Marx-Haus eröffnet. Das Haus gehört der Friedrich-Ebert-Stiftung. Sie kümmert sich um Ausstellungen, Führungen und das angeschlossene Studienzentrum.

**Die Familie Marx:** 1818, am 5. Mai – im 1. Obergeschoss im Haus in der Brückenstraße 10: Der kleine Karl Marx erblickt das Licht der Welt. Sein Vater hatte erst einige Monate zuvor seine Kanzlei hierher verlegt. Die Familie zählte zum angesehenen Bürgertum der Stadt, lebte nach jüdischen Traditionen und konnte sich zwei Häuser leisten. So wuchs Karl später im Kreise seiner neun Geschwister in der Simeon-



straße auf. Wie die Familie Marx damals eingerichtet war, lässt sich heute nur noch erahnen. Die wenigen Möbel im Haus deuten die ehemaligen Funktionsräume nur an – hier ein Schreibtisch, dort ein Sofa. Insgesamt wird aber erkennbar, dass die Bewohner keine Not litten. Nach seinem Abitur ging Karl Marx nach Bonn und Berlin, studierte Jura, heiratete seine Jugendliebe Jenny von Westfalen. Er arbeitete zuerst als Journalist, bevor es ihn dann nach Paris und London zog, wo auch seine berühmten Schriften entstanden. In jungen Jahren jedoch schrieb er ganz andere Zeilen: romantische Gedichte. Und entsprechend sah er auch aus: Haartolle, dünner Oberlippenbart, Stehkragen - zu Trierer Zeiten war er demnach ein typischer Heinrich Heine Romantiker.

**Die Ausstellung:** Während das Untergeschoss eine gut dokumentierte Ausstellung zur Geschichte des Hauses bietet (die zugleich anschaulich die Veränderungen in Trier wiedergibt), breitet sich im 1. und 2. Obergeschoss die ganze Welt von Marx und Engels, von Kommunismus und Sozialismus aus. Hier stehen u.a. „Das Kommunistische Manifest“ und „Das Kapital“ in allen Sprachen der Welt. Ein sehr leseintensiver Rundgang führt dann vom Leben und Werk Marx' und Engels' - über den Bund der Kommunisten und die Arbeiterbewegung zum Sozialismus. Die Informationen stehen auf Schautafeln, alte Zeichnungen hellen den umfangreichen Text etwas auf. 20 Jahre hat diese Ausstellung nunmehr „auf dem Rücken“, fast eine halbe Million Menschen haben sie gesehen – moderner und ästhetisch anregender soll sie im nächsten Jahr werden (so verspricht es die Friedrich-Ebert Stiftung).

**Lohnendes:** Die Anekdoten und Verwicklungen des Hauses, sein beschauliches Barock-Mittelalter Ensemble, aber auch der junge Marx, der bürgerliche Sohn, der nach seines Vaters Willen Jura studierte und mit den gesellschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit brach, der zum Widerstand gegen die „Entfremdung des Menschen von der Arbeit“ aufrief: „Proletarier...!“

Führungen lassen diese Aspekte nochmals lebendig werden - eine Stunde, die gut investiert ist.

**Souvenirtipp:** Im französischen Renaissance-Garten steht eine 1,5 Tonnen schwere Büste von „Rauschebart Karl“ – sie ist das Fotomotiv schlechthin. Für Fans gibt es dann noch Karl-Marx Taschen, Tinte und Rotwein (tiefrot, von der Mosel). Und Postkarten mit Porta Nigra, Karl Marx-Konterfei und chinesischen Schriftzeichen.

**China:** Über dem Sofa im Erdgeschoss hängt ein Ölgemälde. Es ist das Gastgeschenk eines chinesischen Malers (Yan Zhan-Inn oder Whang Qing-ming). Man beachte den Lehnstuhl: Marx - seine Frau und drei Töchter um sich geschart, zu seinen Füßen eine dösende Katze – inmitten eines bürgerlichen Idylls. Er liest seiner Familie aus Büchern vor, Bücher mit chinesischen Schriftzeichen...

Was der Maler sich bei dieser Darstellung wohl gedacht hat? Vielleicht kann ja der eine oder andere chinesische Tourist nachhelfen. In Trier gibt es sie ausreichend – meist stehen sie in Gruppen vor dem Karl-Marx Geburtshaus und lassen sich fotografieren.

Trier, Marx und eben China.

## Jochen Marmit

### Kontakt

Museum Karl-Marx-Haus, Friedrich-Ebert Stiftung  
Brückenstr. 10, 54290 Trier

Tel: 06 51/97 06 80

info.trier@fes.de; www.fes.de/marx

### Öffnungszeiten

April - Oktober: Di-So 10-18, Mo 13-18 Uhr

November - März: Di-So 10-13 und 14-17Uhr,

Mo 14-17 Uhr

### Eintrittspreise

Erwachsene 2 EUR, Kinder und Jugendliche 1 EUR,  
Führungen auf Anfrage

### Anfahrtsweg

Über A1/602, B 268 oder B 51 nach Trier, entlang Moselufer bis Südallee, weiter bis Parkplatz am Theater/Rathaus (über Hindenburgstr.), von dort zu Fuß bis Kreuzung Stresemannstr. – Fleischstr. (Fußgängerzone) – Johannisstr. – Metzelerstr. und Brückenstraße.

7. Mai 2004. Ein Tag vor der Wiedereröffnung der Gedenkstätte Neue Bremm. Auf dem Gelände hält eine Polizeistreife Wache, der Wind zerrt an den Planen, die die neuen Teile des Mahnmals verhüllen: das „Billboard“, eine lange Wand mit Schrifttafeln, Daten, Plänen, Fotos. Eine kleine Gruppe Menschen steht verloren davor und versucht sich zu orientieren: drei jüngere mit Videokameras und Fotoapparaten und ein älterer. Er braucht keine Orientierungshilfe. „Dort sind wir her-

eingekommen“, sagt er auf Französisch mit dem Akzent des Südens und deutet auf die Stelle, an der gerade der Streifenwagen hält. Unter der flatternden Plane wird eine Luftaufnahme des Lagers sichtbar. Schwarze Baracken inmitten wohlgeordneter Strohhaufen. August 1944 steht darunter. Der Mann erinnert sich an die Felder. An den Sommer. An das Lager. Der Mann deutet auf die Stelle, wo der Zaun das Kornfeld vom Lager trennte. Er will etwas sagen. Er kann nicht. Er weint. Die

## Hotel der Erinnerung

23

Die lange Geschichte der KZ-Gedenkstätte Neue Bremm in Saarbrücken





drei anderen, offenbar seine Kinder, nehmen ihn in den Arm und weinen mit. 1944. 2004. 60 Jahre hat der Mann auf diesen Moment warten müssen.

„Die Grabesfolter bestand darin, den Unglücklichen bis zum Halse lebend zu begraben und den Kopf mit Fußtritten und Knüppelstößen zu zerschlagen. Man konnte auch das Haareabnehmen durch Säuren, die Folterbank, auf die ein Mann gebunden wurde und mindestens 45 Rie-men- oder Knüppelstöße erhielt, die Urinfolter, bei welcher zwei Männer Rücken an Rücken vier Tage lang vor ihrem Essen, das sie nicht erreichen konnten, zusammengefesselt und mit ihrem eigenen Urin getränkt wurden, die Folter des Kröten- oder Schlangenganges und so weiter.“

All dies erfuhr die Saarbrücker Bevölkerung 1946 aus der „Neuen Saarbrücker Zeitung“ - und das, obwohl das Lager, in dem diese Dinge täglich geschahen, direkt an der Straße nach Frankreich lag, gegenüber von einem beliebten Ausflugslokal, wo sich seit hundert Jahren die Lothringer und Saarländer sonntags zu Kaffee und Kuchen trafen. Die Kornfelder mit ihren sauber aufgeschichteten Strohhaufen grenzten direkt an die Umzäunung des Lagers. Kolonnen von Zwangsarbeitern marschierten morgens aus dem Lager heraus und abends wieder zurück. Und keiner hat etwas gesehen?

Welches Ausmaß die Verbrechen hatten, die unmittelbar vor den Toren von Saarbrücken geschahen, ist erst in den letzten Jahren durch Forschungsarbeiten einiger Historiker bekannt geworden: Von 1943 bis 1944 wurden im sogenannten „erweiterten Polizei-Gefängnis Neue Bremm“ annähernd 20.000 Männer und Frauen von der Gestapo inhaftiert, zum Arbeitsdienst gezwungen, geschlagen und gefoltert. Die meisten wurden von Saarbrücken aus weiter verschleppt in Konzentrations- und

Vernichtungslager, manche - viele - starben aber auch an den Misshandlungen im Saarbrücker Lager. Allen Überlebenden sind vor allem die beiden Löschteiche zwischen den Baracken des Männer- und des Frauenlagers in grausiger Erinnerung. Stundenlang mussten die zu Tode erschöpften und ausgehungerten Häftlinge dort im „Entengang“ exerzieren. Wer dabei zusammenbrach, wurde geschlagen und getreten, manche - viele - im Löschwasser ertränkt. 20.000 Menschen haben hier gelitten. Und niemand hat davon gewusst?

Schon 1947 errichteten darum die Franzosen auf dem ehemaligen Lagergelände eine Gedenkstätte, die weithin sichtbar sein sollte. Gegenüber ragt seitdem eine weiße Stele 15 Meter in die Höhe. Manche interpretieren die vierkantige schmale Säule als ein aufgefälliges Bajonett. Dessen kreuzförmige Klinge, so heißt es, schlägt Wunden, die sich niemals schließen.

Und tatsächlich wurde diese größte aller Saarbrücker Kriegswunden immer wieder aufgerissen - durch Ignoranz, Gedankenlosigkeit und Geschäftssinn. Die Schande war mit Kriegsende nicht vorüber. Sie sollte erst beginnen. Denn jetzt, wo man in Freiheit demokratisch handeln konnte und den Opfern ihre Würde zurückgeben konnte, jetzt - musste dringend die Straße verbreitert werden. Über das Gelände der Gedenkstätte hinweg. Leider, ja. Autobahnzubringer waren wichtiger als Mahnmale. Speditionsfirmen richteten Lagerhallen an der logistisch günstigen Stelle ein, und schließlich, 1974, eröffnete auf dem Gelände des ehemaligen Frauenlagers ein Hotel. Es war die erste Dependence der französischen Hotelkette Novotel und der damalige Saarbrücker Oberbürgermeister Oskar Lafontaine prostete strahlend dem Direktor zu. Im Innenhof des Hotels befindet sich bis



heute ein kleiner Swimmingpool - ziemlich genau an der Stelle, wo früher der gefürchtete Löschteich lag.

Während dieser ganzen Zeit mahnten aufmerksame Bürger, allen voran der Verein der Verfolgten des Naziregimes, VVN, immer wieder die würdevolle Behandlung der Gedenkstätte an. Aber erst 1989 verhinderten ein paar tatkräftige Schulklassen, dass über das Lager buchstäblich Gras wachsen konnte. Sie legten die alten Fundamente der Baracken wieder frei, es wurden neue Informationstafeln errichtet - und dann wurde jahrelang ums Geld gestritten.

Grade mal 20.000 bis 25.000 Mark hatte die Stadt Saarbrücken in ihrem jährlichen Etat für die Gedenkstätte übrig. Das Geld reichte ge-

rade aus, um die Anlage nicht vollständig verlottern zu lassen. Gestalten konnte man damit nichts. Aber mehr war politisch lange Zeit offenbar nicht durchzusetzen. Es hat allerdings auch keiner versucht.

Bis sich 1998 ein paar Bürger auf eigene Faust zusammen taten und eine „Initiative Neue Bremm“ gründeten. Der Anstoß dazu kam aus der Hochschule für Bildende Künste in Saarbrücken, eine Gruppe von Studenten sollte sich dort mit der Gedenkstätte beschäftigen. Sie errichteten - gegen viele Widerstände - eine Art Wetterkamera, die Tag und Nacht auf das brachliegende Lagergelände gerichtet war und Live-Bilder auf Monitore in der Stadt übertrug. Erstmals wurde sichtbar, dass fast nichts mehr sichtbar war. Hier wurde

deutlich, dass die Geschichte des Saarbrücker KZs eben nicht 1945 beendet war.

Der Initiative der Studenten schlossen sich bald weitere engagierte Saarbrücker an, Architekten, Hochschulprofessoren, Menschen in Ämtern und Würden, die diese Ämter und Würden in die Waagschale warfen für ein neues Gedenkstättenprojekt. Sie taten das, was die Stadt seit Jahrzehnten versäumt hatte: Sie schrieben einen internationalen Wettbewerb zur Gestaltung der Gedenkstätte aus. 130 Architekten und Künstler reichten ihre Entwürfe ein. Eine Jury unter Vorsitz von Michael S. Cullen, einem Berliner Architekturhistoriker und Mahnmal-Experten, entschied sich schließlich für das „Hotel der Erinnerung“ - ein radikaler Vorschlag zweier junger Architekten aus Berlin. Er bezieht erstmals auch das Gelände des ehemaligen Frauenlagers mit ein - dort, wo jetzt das Hotel steht. Auf dessen Fassade prangt nun - stellvertretend für alle Opfer - das Porträt einer Frau, die im Lager umkam. Und eine Leuchtschrift vor dem Männerlager macht auf die unheimliche Nähe von Gastfreundschaft und Geiselnhaft aufmerksam: Hotel - Hostile - Hostage ist da zu lesen.

„Hotel der Erinnerung“. Das klingt zynisch. Oder aufrichtig: In dieser Gedenkstätte wird auch der fast 60jährigen Ignoranz, Feigheit und Gewissenslosigkeit gedacht, die auf die Verbrechen gefolgt sind. Zum ersten Mal stellt sich die Stadt Saarbrücken ihrer moralischen Verantwortung für das Leid und für die Beleidigung, die von hier ausgingen. Sie kann gar nicht anders: Die Forschungsarbeiten, die die „Initiative Neue Bremm“ mit angestoßen hat, und das öffentliche Interesse, das sie hergestellt hat, machten das Thema zum Politikum. Und plötzlich war dann doch Geld da: Geld der Stadt, Geld des Landes, Geld des Bundes. Steuergelder. Unser aller Geld.

8. Mai 2004. Auf die Zeremonie zur Einweihung der neuen Gedenkstätte regnet es in Strömen. Mahnmalwetter. Es wischt die Tränen aus dem Gesicht des alten Mannes aus Südfrankreich, der nach 60 Jahren herkommen konnte, um Frieden zu machen mit diesem Ort, an dem ihm so viel Leid zugefügt wurde: Saarbrücken.

**Sven Rech**

### **Kontakt**

Landeszentrale für politische Bildung LPM  
Tel: 06897/7908-104

### **Öffnungszeiten**

Führungen (etwa für Schulklassen) organisiert die Landeszentrale für politische Bildung

### **Anfahrtsweg**

Saarbrücken über die Metzger Straße (B 41) in Richtung Frankreich verlassen. Nach dem Verkehrskreisel (NICHT auf die Autobahn nach Paris abbiegen!) weiter geradeaus, nach ca. 150 Metern steht rechts der Obelisk, links der Straße liegt das Lager. Ein Fußgängertunnel führt unter der Straße hindurch auf die andere Seite.

## Denkma(h)lzeiten

---



Je weiter man nach Norden kommt, umso menschenleerer, verträumter und geheimnisvoller wird dieses Land, das ohnehin nicht viele (gut) kennen: Luxemburg. Für viele Touristen ist das Großherzogtum gleichbedeutend mit seiner Hauptstadt, nur wenige „wagen“ sich weiter, lernen auch die reizvollen Ardenennen kennen mit ihren weitläufigen Hochebenen und den tief eingeschnittenen, romantischen Tälern, die sich dazwischen auftun. Vor allem das idyllische Flüsschen Our und



24

## Buchweizenbier frisch von den „Champs Elysées“

### Der „Cornelyshof“ in Heinerscheid

sein grünes Tal, das im Osten die Grenze zieht zu Deutschland, ist eine der schönsten Ecken des Landes. Und die Our ist auch der Mittelpunkt des gleichnamigen Naturparks, der hier im Entstehen begriffen ist. Zwölf Gemeinden haben sich hier oben im „rauen Norden“ zusammengeschlossen, um nach neuen Wegen zu suchen, wie sich Landwirtschaft, Tourismus und Kultur im Interesse der Bewohner sinnvoll verknüpfen lassen.

Norbert Eilenbecker und sein Nachbar Romain Freichel aus dem Weiler Kalborn zum Beispiel sind auf dem besten Wege, zu den neuen „Ölbaronen“ der Luxemburger Ardenennen zu werden. Nicht etwa, dass die beiden Landwirte plötzlich auf Erdöl gestoßen wären. Die neuen Boden-Schätze hier heißen Hanf, Leinsamen, Buchweizen, Mohn, Sonnenblumen oder Raps. Alte Kulturpflanzen, die im Naturpark Our eine neue Blüte erleben. Auf eigens angelegten Versuchsfeldern, den „Champs Elysées“, wie die Bauern ihre neue „Agrar-Teststrecke“ nennen, um die sie auch gleich PR-bewusst einen Wanderpfad gleichen Namens angelegt haben.

Eilenbecker und Freichel gehören zu einer Genossenschaft von etwa einem Dutzend Land-

wirten im Naturpark Our, die diese Pflanzen veredeln und zum Beispiel zu Mehl oder Braumalz, vor allem aber zu hochwertigen Speiseölen verarbeiten und das ganze auch in Eigenregie vermarkten. Nach einer längeren Anlaufphase kommen die Bauern mit ihren edlen Ölen langsam sogar schon in die Gewinnzone. Nicht zuletzt dank der Luxemburger Supermarkt-Kette „Cactus“, die zu den Großkunden der Ourtaler Genossenschaft gehört.

Zentrum der Herstellung und Vermarktung ist der „Cornelyshof“ in Heinerscheid, ein riesiges, 150 Jahre altes Anwesen mitten im Ort, das von der Gemeinde in den letzten Jahren aufwändig restauriert wurde. Früher war es ein Bauernhof mit Gaststätte, heute ist es Sitz der Genossenschaft mit angeschlossenem großen Brauereigasthaus in der ehemaligen Scheune des Anwesens. Hier wandert auch das Braumalz von den „Champs Elysées“ direkt in die Schrotmühle und von dort zum Einmaischen in den Sudkessel, wo der junge Braumeister Marco Meutes mit geschicktem Händchen vier naturtrübe Biersorten braut: das „Ourdaller“ Buchweizenbier, ein Weissbier, ein untergäriges Pilsener und ein kräftiges Roggenbier („Cornely“).

Auch in der Küche des Cornelyshof waltete die Genossenschaft am Anfang in Eigenregie. Jetzt aber hat Chefkoch Michel Thierry das Regiment übernommen und knetet zum Beispiel „Kniddelen“, das sind kleine Buchweizenknödel, die mit einer deftigen Specksoße „veredelt“ werden. Ein typisches Ardenner Bauerngericht, das nicht nur den Einheimischen mundet. Und am Zapfhahn stehen mitunter auch noch die „Ölbarone“ Norbert und Romain und freuen sich, dass „ihr“ Bier von der Our so gut ankommt bei den immer fröhlicher werdenden Gästen im gut besetzten Brauhaus.

Steigen wir noch kurz in die „Unterwelt“ des produktiven Anwesens: Im Keller ist noch eine Käserei. Da liefern die Bauern der Region ihre Milch ab und die Genossenschaftler „basteln“ einen deftigen Rohmilchkäse daraus. Und gleich nebenan werden die Senfkörner vom Braumeister gemahlen und mit Essig und Honig zum würzigen oder scharfen „Ourdaller Mostert“ verarbeitet.

Und wem Speis und Trank gemundet haben, der schaut sich hinterher in der Wirtschaft gerne noch mal in Ruhe die ganze Produktpalette der Genossenschaft an – vom Bier über das Mehl, die Nudeln, den Senf, die verschiedenen kalt gepressten Öle bis zum Verdauungsschnaps und einer speziellen Kräuterseife auf der Basis von Hanf, Raps und Sonnenblumenöl. Am jeweils letzten Samstag im Monat ist im Gasthaus von 11 bis 18 Uhr ein Bauernmarkt, auf dem Erzeuger aus dem gesamten Naturpark ihre Produkte vorstellen.

Und wer will, kann hier sogar sein müdes Haupt in acht großen, rustikalen Gästezimmern zur Ruhe legen (DZ mit Frühstück 50 Euro), um am nächsten Tag vielleicht noch zu einer ausgedehnten Tour durch den Naturpark Our aufzubrechen. Von Kalborn aus etwa führt ein wunderbarer Wanderweg hinunter ins Tal der Our, das man hier in Richtung Nor-

den 20 Kilometer lang vollkommen ungestört vom Autoverkehr erwandern (und erradeln) kann. Lebhafter zu geht's im idyllischen Städtchen Vianden mit seiner imposanten, wieder aufgebauten mittelalterlichen Burg (und dem kleinen, sehenswerten „Victor-Hugo-Museum“). Lohnend auch ein Abstecher nach Clervaux, ebenfalls mit Burg und darin der weltberühmten Foto-Ausstellung „Family of Man“. Oder rüber nach Hoscheid zum beschaulichen Klangwanderweg, wo man etwa 20 klingende Kunstwerke erwandern und bespielen kann, die vier Künstler hier auf einer Wegstrecke von sechs Kilometern errichtet haben. Eine besondere Attraktion dieses Sommers ist die Aktion „Jardins suivres 2004“ - internationale Künstler gestalten ausgewählte Gärten. Und zwar in den Gemeinden Heinerscheid, Heiderscheid, Clervaux und Troisvierges.

## Wolfgang Felk

### Kontakt

Naturpark Our  
Maison 21  
L 9753 Heinerscheid  
Tel: 0 03 52/90 81 88 31  
[www.naturpark-our.lu](http://www.naturpark-our.lu)

Cornelyshof  
Tel: 0 03 52/2 69 07 51

Landwirtsch. Prod. Genossenschaft „Beo“

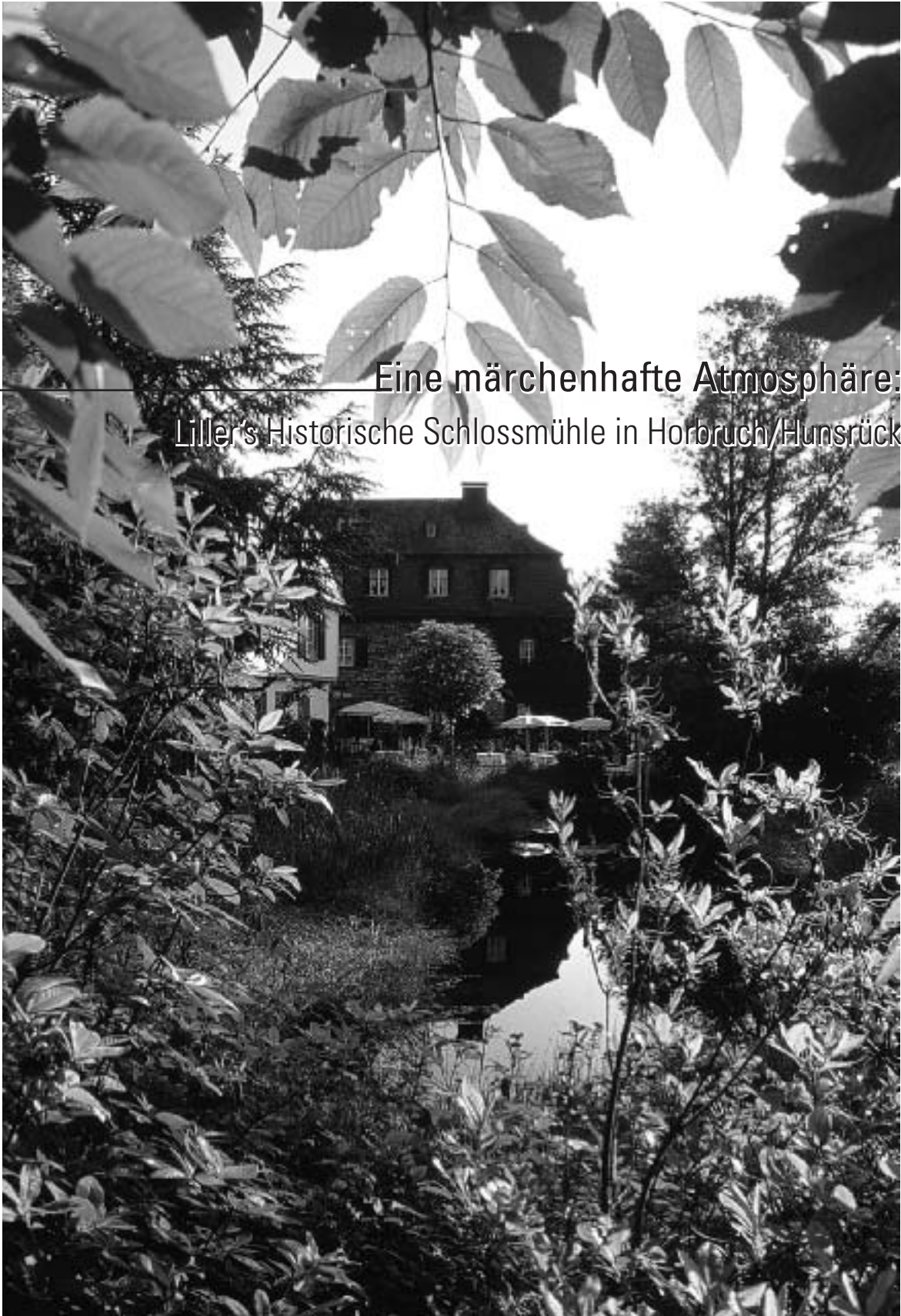
c/o Norbert Eilenbecker  
Tel: 0 03 52/99 85 13  
[www.beo.lu](http://www.beo.lu)  
[www.klanglandschaften.lu](http://www.klanglandschaften.lu)

### Anfahrtsweg

Von Luxemburg-Stadt aus über die E 421 nach Heinerscheid (ca. 50 km)



Eine märchenhafte Atmosphäre:  
Liller's Historische Schlossmühle in Horbruch/Hunsrück



Man nehme: Einen Hauch Geschichte, eine märchenhafte Atmosphäre, eine natur belassene Umgebung, dazu die Natürlichkeit, Freundlichkeit und Bodenständigkeit der Besitzerfamilie – und schon bekommt man eines der einladendsten Gasthäuser Deutschlands.

Ferner nehme man ein historisches Gebäude und versehe es mit Liebe zum Detail bis unter die Balken. Man füge eine Prise Kochleidenschaft und einen erstklassigen Service hinzu: Man befindet sich in einem Haus, in dem sich alle Sinne zu einem Freudentanz vereinen.

Wer glaubt, der Schreiber dieser Zeilen neige zur Übertreibung, wird eines Besseren belehrt, wenn er die einstündige Fahrt von Saarbrücken nach Horbruch im Hunsrück auf sich nimmt.

Über die A 1 Saarbrücken-Trier erreicht man die Ausfahrt Reinsfeld, passiert dann auf der Hunsrückhöhenstraße Richtung Koblenz verschiedene kleinere Ortschaften ehe man wenige Minuten hinter Morbach den Blinker nach rechts setzen muss. Der Weg führt nach Horbruch und wenige Augenblicke nach der Ortsdurchfahrt zeigt uns eine große Hinweistafel, dass wir unser Ziel erreicht haben.

Der grobkörnige Belag knirscht unter den Autoreifen, wir tauchen ein in ein Stück Paradies mitten im Hunsrück.

Vor über dreißig Jahren haben sich Anne und Rüdiger Liller ihren Traum erfüllt und die ehemalige Mühle zu dem gemacht was sie heute ist: ein Ort an dem man sich sofort wohl fühlen wird, ein Ort, der einem das Gefühl vermittelt daheim zu sein.

Über Umwege haben sie ihre Heimat im Hunsrück gefunden: Anne Liller, in Schlesien geboren und aufgewachsen, legte am Niederrhein die Prüfung zum Bankkaufmann ab (auf den „Mann“ legt sie großen Wert), um später Berliner Luft zu schnuppern. Rüdiger Liller



im hessischen Rockenberg aufgewachsen, kam über einen zweieinhalbjährigen Schweizaufenthalt nach Berlin. Beide fanden Arbeit im Hotel Berlin am Lützowplatz. Gemeinsam verließen sie dann im Frühjahr 1965 Berlin Richtung Sauerland ehe sie über Bad Münster am Stein endlich ihre Schlossmühle fanden und kauften.

Dies alles erfahre ich beim gemeinsamen Plausch in der Napoleonstube. Apropos Napoleon:

Der hatte die Mühle neben vielen anderen Adelsbesitztümern konfiszieren lassen. Der Baumeister Peter Lietzenburger hatte dann die Möglichkeit, die Mühle zu erwerben, die ursprünglich am Fuß der Kyrburg bei Kirn an der Nahe stand. Lietzenburger ließ das Gebäude in Kirn abtragen und Stein für Stein mit Fuhrwerken talaufwärts befördern. Dort, wo heute die Mühle ihre Herbergsgäste erwartet, hat er sie Stein für Stein wieder aufgebaut.

Peter Lietzenburger betrieb die Mühle als sogenannte Kundenmühle, das Korn holte er aus der Umgebung ab und brachte das Mehl wieder zurück. Zwei Generationen haben auf diese Art den Betrieb geführt. Nach 1890 bildete sich eine Mühlengesellschaft von 40 Bauern aus Horbruch und den Nachbargemeinden, welche die Mühle kauften. Jeder





mahlte nun für seinen Bedarf. Jahrzehntlang hatte jeder der Besitzer seinen eigenen Mahltag. Als dann in Horbruch eine Mühle mit elektrischem Mahlwerk in Betrieb genommen wurde, schlossen sich die Türen der Mühle, die noch heute im Volksmund als Bergmühle bezeichnet wird. Von der Napoleonstube gelangt man zur Lietzenburger Stube, die an den

Baumeister erinnert, der die Mühle 1804 erbaut hat. Am 14. August soll nun der 200. Geburtstag mit einem Sommerfest gebührend gefeiert werden.

Anne und Rüdiger Liller haben sich abseits des großen Welttrubels ein Kleinod geschaffen, das weit und breit seinesgleichen sucht. Wenn man den beiden zuhört, klingt ihr



Konzept recht einfach: Rüdiger Liller zaubert in der Küche mit regionalen frischen Produkten und komponiert sie mit einer gehörigen Portion Kreativität. Anne Liller befolgt in der immer wieder beeindruckenden Dekoration die einfache Regel „das Auge isst mit“. So entstehen Kunstgenüsse sowohl für's Auge als auch für den Gaumen. Wer es

schafft, in aller Hergottsfrühe um die Mühle zu streifen, kann beobachten, wie Anne Liller in den nahen Wiesenauen nach jungen, zarten Wild- und Wiesenkräutern Ausschau hält, die anschließend ihr Mann zu einem Wiesenkräutersüppchen verarbeitet, das ich an dieser Stelle jedem Leser dieser Zeilen wärmstens empfehlen möchte. Und wer auf

weitere kulinarische Entdeckungsreise gehen will, das große Schlossmühlen-Menü könnte zum Beispiel so lauten:

*Geräuchertes Wachtelbrüstchen  
auf schwarzem Linsensalat und  
Confit von roten Zwiebeln*

\*\*\*\*\*

*Kalbsbries mit grünem Spargel  
dazu eine Lavendelsoße*

\*\*\*\*\*

*Wiesenkräutersuppe  
mit einem Gänseblümchen*

\*\*\*\*\*

*Streifenbrassen-Filet  
auf gebratenem Mangold*

\*\*\*\*\*

*Giersch-Raviolis  
serviert mit einer Salbeibutter*

\*\*\*\*\*

*Zur Gaumenerfrischung ein Sorbet*

\*\*\*\*\*

*Medaillon vom Idarwälder Mai-Bock  
Mit Herzoginkartoffeln  
und Hagebutten-Morschel-Soße*

\*\*\*\*\*

*„Gorgonzola“ Käse  
serviert mit Thymian-Honig*

\*\*\*\*\*

*Mit Amaretto marinierte Nektarinenspalten  
gereicht mit Pralinen-Eiscreme*

\*\*\*\*\*

\*\*\*\*\*

\*\*\*

Nach dieser ausgiebigen Schlemmerreise locken Kornkammer oder Mühlenstube, oder aber Eule, Bussard und Siebenschläfer. So jedenfalls heißen einige der liebevoll eingerichteten Zimmer, jedes ein Unikat, was die Einrichtung angeht, jedes in einem anderen Farbspiel im Landhausstil gehalten.

Alle Zimmer haben eines gemeinsam: Aus welchem Fenster man auch blickt, der Hunsrück liegt einem zu Füßen und lockt auf ruhigen Wanderwegen entdeckt zu werden.

**Günter Schmitt**

### **Kontakt**

Anne und Rüdiger Liller  
Historische Schlossmühle  
55483 Horbruch-Hunsrück  
Tel: 0 65 43/40 41  
Fax: 0 65 43/31 78  
Info@historische-schlossmuehle.de

### **Öffnungszeiten**

Restaurant:  
Dienstag bis Sonntag: 12.15 - 15 Uhr  
Montags geschlossen

### **Anfahrtsweg**

A 1 Richtung Trier  
Abfahrt Reinsfeld  
B 327 (Hunsrückhöhenstrasse)  
Abfahrt: Horbruch (kurz hinter Morbach)

W einflaschengrün ist die Tür des Aufzugs, rumpelnd schiebt sie sich zu, und es geht abwärts. In die Keller der Bischöflichen Weingüter. Kein Museum – nein, hier wird gearbeitet. Der Lastenaufzug transportiert hauptsächlich Weinflaschen, nur manchmal Besucher. Die Gäste müssen vorbei an der Verladerampe und den versandfertigen Pappkisten, an der Abfüllanlage, in der die Flaschen aneinander klirren, und an der ratternden Etikettiermaschine. Doch wenn sich die

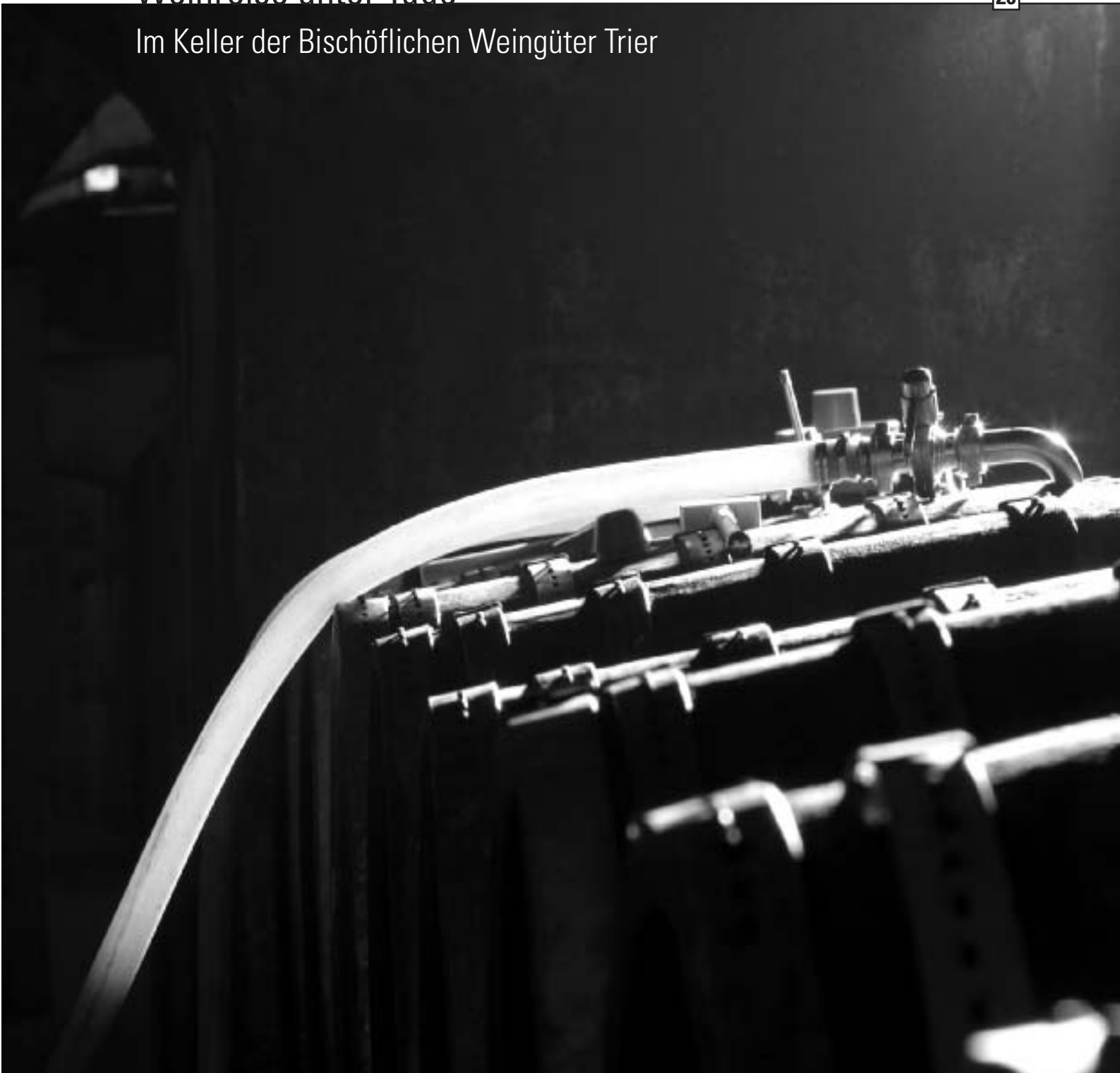
schweren Holztüren zum Keller hinter dem Besucher schließen, dann dringt die Arbeit, die der Wein macht, nur noch gedämpft an die Ohren. Was folgt ist: Geschichte. Die unterirdischen Gewölbe der Bischöflichen Weingüter breiten sich Hunderte Meter weit unter Triers Innenstadt aus. Den ältesten Teil haben die Jesuiten gebaut, vor 411 Jahren.

Der Besuch beginnt zunächst in der Gegenwart, im Fasskeller, in dem die Rieslinge von 2003 lagern. Knapp 300 Eichenfässer liegen

## Weinreise unter Tage

26

Im Keller der Bischöflichen Weingüter Trier





hier, brusthoch etwa, ordentlich in vier Reihen und schummrig beleuchtet. Beim Bau des Kellers stießen die Arbeiter auf Reste einer römischen Abwasserleitung, die von den nahe gelegenen Kaiserthermen zur Mosel hinunterführte; ein Teil davon ist zwischen den Fässern zu sehen.

Das Gewölbe wurde vor 30 Jahren gegraben – jung also für einen Weinkeller, aber alt genug für den Kellerpilz. Der überzieht den Stahlbeton mit großen schwarzgrauen Flecken: „Wir

sind sehr stolz darauf, dass er sich hier angesiedelt hat“, sagt Erwin Engel, Verkaufsleiter und bei den Bischöflichen Weingütern zuständig für Kellerführungen samt Weinprobe. Der Pilz lebt prächtig vom Alkohol, der bei der Gärung aus den Fässern entweicht. Und er hat Geschmack: Die Bischöflichen Weingüter besitzen sehr gute Lagen, darunter den berühmten Scharzhofberg in Wiltingen an der Saar. Nach 120 Metern, die Fassreihen jetzt im Rücken, riecht es plötzlich nach Holz statt



Fotos © Christopher Arnold

nach Alkohol. Trockene Luft statt kühler Feuchte auf der Haut, das Licht scheint noch schummriger: der Keller des Priesterseminars, 1773 gebaut auf Anweisung des Trierer Kurfürsten und Erzbischofs Clemens Wenzeslaus. Damals wie heute studierten über dem Weinkeller junge Männer Theologie, die Weine brachten das Geld für die Ausbildung. Verkaufsleiter Engel erzählt vom Personal, das bis in die siebziger Jahre hinein hier Weine ausbaute, abfüllte und etikettierte – bei zwölf

Grad ohne Tageslicht, unberührt vom Wetter und bis zu zwölf Stunden täglich. Man habe sich die Arbeitsumstände mit zwei, drei Litern Wein pro Tag erträglich gestaltet. Kaum einer blieb nüchtern im Dienst. „Aber die haben trotzdem einen guten Job gemacht.“ Das Weingut des Bischöflichen Priesterseminars schloss sich 1966 mit denen der Hohen Domkirche und des Bischöflichen Konvikts zusammen. Verwaltet werden die drei seitdem von der Bischöflichen Weingüter GmbH. Bis







heute hat jedes Haus sein eigenes Wappen und sein eigenes Etikett.

Vom Wenzeslaus-Keller, heute nur noch Lager, geht es schließlich in den Jesuitenkeller. Ein Grundstein an der Wand informiert: erbaut 1593. Den Mönchen war das Gewölbe ein Kühlschranks, erzählt Erwin Engel: „In den Wintermonaten stieß man Eisblöcke auf der zugefrorenen Mosel. Man hat die hier reingestapelt zu einer Art Iglu und im Innern verderbliche Produkte wie Fleisch gelagert“. Heute lagert Sekt im Jesuitenkeller und wird dort gerüttelt. Eineinhalb bis zwei Jahre bleibe der Sekt hier auf der Hefe statt der gesetzlich vorgeschriebenen neun Monate, sagt Engel. Hinter der Wand des Jesuitenkellers, in der Gruft der Jesuitenkirche, ist Friedrich von Spee begraben.

Die letzte Station schließlich führt in die Römerzeit: Die Wände des Probenraums, in dem die Besichtigung endet, sind teilweise mit Bruchsteinen aus der Römerzeit gemauert – inklusive eingemeißelter antiker Monogramme. Nach einer Weinprobe, zu der je nach Wunsch passendes Essen serviert wird vom kalten „Moselteller“ bis zum Siebengang-Menü, geht es wieder zurück – vorwärts durch die Geschichte: Jesuiten, Wenzeslaus, Stahlbeton, diesmal schneller und ohne Vortrag, bis zum flaschengrünen Lastenaufzug.

Isabelle Tentrup

## **Kontakt**

Erwin Engel, Verkaufsleiter der BWG

Gervasiusstraße 1

54290 Trier

Tel: 06 51/1 45 76 22 (App. Engel)

06 51/1 45 76 0 (Zentr.)

Info@bwgtrier.de

www.bwgtrier.de

## **Öffnungszeiten**

Mo-Fr 9-17 Uhr

Führungen: Anmeldung unbedingt erforderlich!

Gruppen ab 15 bis 68 Personen, Mo-Sa ab 17 Uhr nach Absprache.

## **Eintrittspreise**

Führung p.P. ab 12 EUR (je nach Zusammenstellung der Weinprobe und evtl. Menü)

## **Anfahrtsweg**

A 1 bis Dreieck Moseltal, dann A 602 bis Trier.

Am Autobahn-Ende geradeaus fahren.

Den Ufer-Alleen parallel zur Mosel folgen,

auf Höhe der Römerbrücke links abbiegen in die

Südallee Richtung Universität/Olewig. In der Südallee

an der vierten Ampel wieder links in die Straße Weberbach (Richtung Centrum/Tuchfabrik).

Dort die zweite Straße links nehmen Richtung

Tuchfabrik/Bischöfliche Weingüter.